De

Paed. Pr.
4418 J

Geschichten

Kleine Erzählungen
für Kinder

G Pretzel

in

Sulzbach

1842

Seine

Hrüg

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich lasse dem ersten Bändchen kleiner Geschichten für Kinder, ein zweites folgen, ohne daß mir eine Beurtheilung des erstern, die ich doch so sehr wünschte, zu Gesicht gekommen wäre. Zwar könnte ich mich dabey beruhigen, was einige meiner Freunde, denen ich mit Unrecht Sachkenntniß absprechen würde, mir über seine Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit sagten; allein ist es wohl ein so seltner Fall, daß der Freund gegen den Freund nachsichtiger gewesen wäre, als vielleicht gegen einen dritten Unbekannten? Ich bitte daher noch-

nochmals um Belehrung, meine Schuld wird es dann seyn, wenn ich guten Rath nicht benutze.

Dieselben Regeln, die ich mir bey dem ersten Bändchen zur Befolgung vorsetzte, haben mich auch bey diesem zweiten geleitet; nur habe ich geglaubt, den Ton hin und wieder, oft in ganzen Geschichten, nicht allzutief herabstimmen zu müssen, weil ich für Kinder von sechs bis zehen Jahren schrieb und der zehnjährige Knabe, oder das zehnjährige Mädchen, wenn sie sich nicht vernachlässigten, doch wohl schon stärkere Speise vertragen können, als Kinder unter diesem Jahre.

Da ich, entfernt vom Druckorte die Correctur nicht selbst besorgen kann, so haben sich schon im ersten Bänd-

chen

chen einige Druckfehler eingeschlichen, die ich freylich weggewünscht hätte. Auch das zweyte ist nicht davon frey geblieben, wiewohl sie nicht alle von gleicher Wichtigkeit sind. Einen finde ich für nöthig, hier zu berichtigen, weil er durch Auslassung einiger Wörter den Sinn zu sehr entstellt, er befindet sich auf der 45. Seite, in den zwei letzten Zeilen der Anmerkung. Man lieset hier: nach meiner Art und ganz wieder erzählen — wo es dafür heißen soll: nach meiner Art doch ganz treu, wie sich das von selbst versteht, wieder erzählen.

Andere kleinere Fehler werden die kleinen Leser selbst finden und daran ihre Beurtheilungskraft üben; sie werden das gern thun, denn ich weiß, es gereicht ihnen zum Vergnügen, solche kleine Entdeckungen zu machen.

Möge

Möge auch dieses Bändchen kleiner Geschichten allen kleinen Lesern und Leserinnen recht viel Vergnügen und Nutzen verschaffen; dann sind die guten Absichten und Wünsche erreicht, mit denen es schrieb

der Verfasser.

Am 8. October 1792.

Aus

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Aus andrer Fehlern kannst du großen Nutzen ziehn,
Du siehst den Schaden ein, und kannst sie leichter fliehn.

Vor dem Hause, worin Karls Eltern wohnten, lagen viele große Stücken Holz. Das Holz gehörte einem Nachbar, der einen Stall bauen lassen wollte. Wenn Karl aus dem Hause gieng, konnte er es nie unterlassen, über das Holz wegzuklettern. Sein Vater sahe es einigemal, er verbot es ihm: Warum gehst du nicht da, wo andere verständige Leute gehen, sagte er ihm, du wirst einmal fallen und kannst dich beschädigen.

Karl hörte das an, dachte aber, ich will schon vorsichtig seyn. Doch als er einmal recht nach Herzenslust darauf herumstieg, hörte er seinen Vater in der Nähe. Er wollte schnell heruntersteigen, versahe es aber, fiel und schlug sich ein großes Loch in die Stirn. Man bedauerte ihn nicht, denn er war selbst Schuld an seinem Unglück und war überdieß ungehorsam gewesen.

Des Nachbars Sohn kletterte oft auch auf diesem Holze herum. Er hörte, daß Karl sich ein Loch in die Stirn geschlagen habe — kletterte aber demungeachtet täglich auf dem Holze. Eines Abends entstand plötzlich ein großes Geschrey. Karl sahe mit verbundener Stirn zum Fenster heraus — siehe da lag des Nachbars unglücklicher Sohn unter einem Balken und schrie jämmerlich um Hülfe. Er war gefallen, ein Balken war auf ihn gerollt — als man ihn hervorzog, war seine rechte Hand ganz zerquetscht. Er litt große Schmerzen und wurde ein Krüppel — denn wiewohl die Hand wieder geheilt wurde, so blieb sie doch unbrauchbar. Sein betrübter Vater weiß nicht, ob sein Sohn nun wird ein Handwerk lernen können, um sich einmal damit seinen Unterhalt zu erwerben.

Ein anderer Knabe hatte die üble Gewohnheit, wenn er schrieb, sich mit dem Gesichte zu sehr auf das Blatt vorzubeugen. Sein Lehrer stellte ihm oft vor, daß er sich damit schaden könne, an der Brust und an den Augen; er versprach,

sprach, sich es abzugewöhnen, verfiel aber immer wieder in den alten Fehler.

Eines Tages kam ein Fremder zu seinen Eltern. Wenn dieser nach etwas sahe, das kaum einige Schritte entfernt war, so zog er ein Glas aus der Tasche, und guckte damit nach der Sache, die er zu sehen wünschte. Er nahm ein Buch in die Hand, und um etwas zu erkennen, mußte er es dicht vor die Augen halten.

Dem Knaben kam das besonders vor; er fragte seinen Vater, wie es komme, daß der Fremde immer durch ein Glas gucke. — Der Vater bat den Fremden, er möchte doch seinem Sohne sagen, woher er so üble Augen habe. Da erfuhr er, daß sich der Fremde seine Augen blos dadurch so sehr verdorben habe; weil er sich in seiner Jugend gewöhnt hätte, alles zu nahe zu sehen — und besonders weil er beym Schreiben sich immer zu sehr mit den Augen auf das Papier vorgebeugt habe!

Der Knabe verwunderte sich darüber, nahm sich aber vor, von nun an genau auf sich Achtung zu geben, denn er wußte wohl, daß er diesen Fehler auch an sich habe. In kurzer Zeit brauchte man ihn nicht mehr zu erinnern;

er saß so gerade, wie sich's gehört — und behielt gesunde Augen.

Wer war wohl klüger, dieser Knabe, oder jener, der sich die Hand zerquetschte?

Recht thun, läßt sanft ruhn.

Lisettchen, ein kleines liebes Mädchen, freute sich über nichts so sehr, als wenn sie andern Freude machen konnte. Eines Abends stand sie an der Thüre des Gartens, der den Eltern ihrer Freundin Julchen gehörte. Die Thüre gieng auf's Feld. Da kam eine reinlich gekleidete Frau an der Gartenmauer her, die sich immer die Augen mit einem Tuche zu trocknen schien. Als sie näher kam, konnte Lisettchen deutlich sehen, daß sie weine. Ihr gutes Herz machte, daß sie sie sogleich fragte: was ihr fehle. —

Sie können mir wohl nicht helfen, liebes Kind, antwortete ihr die Frau, — und wollte weiter gehen.

Je nun, sagte Lisettchen, wer weiß, wenn sie mir es nur sagte — wenn ich es auch

nicht könnte, vielleicht aber doch meine Eltern. —

Die Frau blieb stehen, sahe Lisettchen freundlich an: Sie gutes Kind; Sie müsten wohl auch gute Eltern haben. Ach! —

Lisettchen. O, rede sie, sage sie mir's doch, liebe Frau; ich weiß es gewiß, wenn meine Eltern können, sie helfen ihr —

Frau. Ach! liebes Kind — ja ich will es Ihnen entdecken, vielleicht — (sie weinte, dann fuhr sie fort) — Mein Mann ist ein Maurer; schon seit fünf Wochen ist er vom Hause weggegangen —

Lisettchen. Ach! davongegangen?

Frau. Nein, das nicht — er arbeitet vier Meilen von hier — und versprach mir, ehe er weggieng, alle Sonnabende mir etwas von seinem verdienten Gelde zuzuschikken. Drey Wochen hat er es gethan, aber schon seit vierzehn Tagen habe ich nun gar nichts weiter von ihm gehört. Er weiß es, daß ich mir jetzt nicht so viel verdienen kann, daß ich für mich und drey Kinder nur satt Brod kaufen könnte; denn unsere zwey jüngsten Kinder sind krank, ich kann also gar nicht von ihnen gehen, wie sonst, da ich bey

andern guten Leuten waschen, und andere Arbeiten verrichten half. Eben jetzt war ich bey der Frau, deren Mann mir immer das Bischen Geld von meinem Manne gebracht hat — aber sie sagt mir, daß ihr Mann ebenfalls schon seit vierzehn Tagen nicht zu Hause gekommen sey. Der Bau, an dem unsere Männer arbeiteten, (ihr Mann ist ein Zimmermann,) werde jetzt sehr eilig betrieben und so könne Niemand, auch Sonnabends nicht abkommen. — Sehen Sie nun wohl, liebes Kind, fuhr die Frau fort, warum ich weine? Drey Kinder und zwey davon immer noch krank, und kaum genug Brod — denn es thut mir weh, mir immer mehr von dem guten Becker zu borgen, dem ich schon einige Groschen schuldig geworden bin. —

Lisettchen, die sie bey der Hand gefaßt hatte und der die Thränen in die Augen gekommen waren, ließ sie plötzlich los: warte sie ein klein Weilchen hier, liebe Frau, ich komme den Augenblick wieder, sagte sie, und lief schnell in den Garten.

Julchen, Julchen, rief sie —

Julchen kam ihr entgegen, sie erzählte ihr, mit wenig Worten, den Vorfall mit der

armen Frau und bat sie, ihr einige Groschen Geld zu leihen, weil sie just von ihrem Taschengelde nichts zu sich gesteckt hatte. Traurig gestand ihr Julchen, daß sie auch nichts bey sich habe — sie beschlossen also, den Vorfall ihren Eltern zu erzählen.

Ihre Eltern freuten sich sehr, als sie sahen, welchen herzlichen Antheil ihre Kinder an dem Schicksale der unbekannten Frau nahmen. Beyde Kinder wurden sogleich abgeschickt, um die Frau herbeyzuholen. Die Frau folgte ihnen ungern, denn sie schämte sich vor andern als eine Bettlerin zu erscheinen, weil sie gewohnt war, sich selbst ihr Brod zu erwerben, und von dem wenigen, was sie übrig hatte, oft selbst ihren ärmern Bekannten mitgetheilt hatte.

Doch bald wurde es ihr lieb, daß sie ihre Schaam überwunden hatte und mit den Kindern gegangen war. Kaum hörten die Eltern, wo ihr Mann arbeite, so erfreuten sie sie mit der Nachricht, daß den Tag darauf jemand von ihnen an diesen Ort geschickt werde, durch den sie gewisse Nachricht von ihrem Manne und wenn er es übrig habe, auch wohl Geld erhalten könne. Unterdessen erhielt sie einige

Unterstützung von der Gesellschaft, die in dem Garten war, von der sich es jeder zum Vergnügen machte, etwas weniges dazu beyzutragen. Als ihr Lisettchens Vater das von allen eingesammelte Geld überreichte, versprach er ihr zugleich: sie noch diesen Abend zu besuchen, um zu sehen, was ihre kranken Kinder machten.

Lisettchens Vater war ein Arzt — wie froh glaubt ihr wohl, daß diese gute Frau diesen Garten verließ? Sie konnte kaum einige Worte Dank herstammeln; Freudenthränen flossen von ihren Wangen — die Thränen des Kummers waren getrocknet.

Lisettchen und Julchen begleiteten sie aus dem Garten; hier vor der Thüre, fiel sie den beyden Kindern um den Hals, küßte sie — und — Gott lasse es ihnen und ihren lieben Eltern immer wohlgehen — sagte sie schluchzend und eilte getröstet, zu ihren sie sehnlich erwartenden Kindern, nach Hause.

Die beyden guten Mädchen standen lange vor der Gartenthüre und sahen der Frau nach — mit thränenden Augen, aber mit frohen Herzen kehrten sie zu ihren Eltern zurück. Lisettchens Mutter schloß ihre gute

Toch-

Tochter in ihre Arme: sey immer so gut, sagte sie ihr, so wirst du deinen Eltern und dir selbst das Leben froh machen. Lisettchen fühlte es selbst, wie glücklich sie jetzt war, da sie einer armen bekümmerten Frau, blos durch ihre Fürbitte hatte helfen können.

Bald darauf gieng die Gesellschaft aus den Garten, jedes nach seiner Wohnung. Lisettchens Vater entfernte sich unbemerkt, um sein Wort zu halten. Er fand die Frau des Maurers und freuete sich, in ihr nicht nur eine gute, sorgsame Mutter, sondern auch eine ordentliche Hausfrau kennen zu lernen. Unerachtet ihrer großen Armuth war ihr kleines Stübchen reinlich und ihre Kinder wenigstens ganz und ohne Schmutz bekleidet. Er untersuchte die Krankheit der beyden jüngern, fand sie zwar nicht gefährlich, aber doch so beschaffen, daß sie vieler Abwartung bedurften, und sahe also wohl, daß ihre Mutter unmöglich dabey sich viel habe verdienen können. Er versprach ihr den Morgen darauf einige Arzeneien zu schicken, und bat sie wegen ihres Unterhalts ohne Sorgen zu seyn. Da sie gern arbeite, wolle er ihr solche Arbeit verschaffen, die sie auch bei ihren kranken Kindern verrichten könne;

ne; vielleicht könne er ihr auch Morgen schon Nachricht von ihrem Manne geben lassen.

Die aufrichtigsten Seegenswünsche der guten Mäurerfrau begleiteten ihn, als er jetzt von ihr gieng. Zu Hause erwartete ihn sein liebes Lisettchen, die sich sogleich erkundigte, wie er die Frau gefunden. Herzlich freute sie sich, als sie das Lob hörte, welches ihr Vater derselben, wegen ihrer guten Ordnung in ihrem Hauswesen, und wegen der Reinlichkeit ertheilte, die er überall bey ihr bemerkt hatte. Sie bat ihre Eltern um Erlaubniß, die Arzeneyen der Frau selbst überbringen zu dürfen — und sie erhielt sie.

Wie glaubt ihr wohl, liebe Kinder, daß Lisettchen die Nacht auf einen für sie so schönen Abend geruhet haben möge? —

Ein süßer, sanfter Schlaf erquickte schon seit einigen Stunden das gute Lisettchen, da lag ihr Bruder Franz, der in einer Stube neben der ihrigen schlief, noch mit offenen Augen; wollte so gern schlafen und konnte nicht.

Franz war sonst ein sehr gutes Kind, hatte ein eben so schönes Herz wie seine gute

Schwe-

Schwester, — aber er war oft sehr leichtsinnig. Sein Leichtsinn hatte ihn just an dem Abende, da seine Schwester eine so schöne Handlung verrichtete, zu einem Fehler verleitet, der ihm nun, da er begangen war, herzlich leid that.

An dem Hause seiner Eltern war ein kleiner Garten; hier war es ihm erlaubt, wenn er den Tag über fleißig gewesen war, des Abends auch ganz allein sich zu vergnügen. Seine Eltern wußten, daß er nicht naschhaft war, sie konnten sich daher ganz auf ihn verlassen, daß er ohne ihre Erlaubniß, keine Früchte abpflücken werde, die ihm etwa hätten schädlich seyn können. Nur den Fehler hatten sie zuweilen an ihm bemerkt, daß er manchmal, wenn er ungesehen zu seyn glaubte, mit Steinen warf. Sie hatten ihm dieß untersagt, und wenn er an sich dachte, that er es auch nicht; denn er folgte seinen Eltern gern, wie alle gute Kinder.

An dem Abende, da seine Eltern mit seiner Schwester bey Julchens Eltern auf dem Garten waren, spielte Franz anfangs ganz allein und nach seiner Art recht froh in dem kleinen Gärtchen. Er pflanzte und begoß und

band die Stengel der Zuckererbsen an kleine Stäbchen, die er selbst geschnitzt hatte. Jetzt war er fertig, seine Eltern waren noch nicht zu Hause, da fiel ihm unglücklicher Weise ein, einen Versuch zu machen: ob er sich nicht auch eine solche Schleuder verfertigen könne, wie er vor ein paar Tagen bey einigen Knaben gesehen hatte.

Er holte sich in dieser Absicht ein dazu taugliches Stück Holz, das ungefähr eine Elle lang und einen Daumen dick war; schnitt in das eine Ende einen Spalt, steckte in diesen Spalt einen kleinen Kieselstein, faßte die nun fertige Schleuder an dem untern Ende und schleuderte so den Kiesel aus dem Spalte. Der Stein flog eine ziemliche Strecke fort. Franz freute sich herzlich, daß sein Versuch so gut gelungen war, und schleuderte nun frisch weg.

Schon eine Mandel Steine waren glücklich über die Gartenmauer weggeschlagen, ohne daß Franz daran gedacht hätte, wohin sie gefallen seyn könnten — zum Glück hatten sie auch alle keinen Schaden gethan. Aber jetzt that Franz einen etwas größern Stein in die Schleuder; er mußte mehr Kraft anwenden,

schleuderte und — klirrr — flog der schief geworfne Stein in das Fenster eines armen Schuhmachers, der in der Nähe wohnte.

Franz stand wie versteinert, als er das Geklirre hörte — wußte nicht, ob er stehen bleiben; oder davon laufen sollte. Das Klaggeschrei des armen Mannes, dem er das Fenster eingeworfen hatte, und der sogleich hervorgesprungen kam, um den Thäter zu entdecken jagte ihm eine solche Furcht ein, daß er sich hinter das erste beste kleine Gesträuch versteckte. Gewiß würde ihn der Schuhmacher hier gesehen haben, da die Mauer des Gartens, der Franzens Eltern gehörte, sehr niedrig war — aber der aufgebrachte Mann erblickte, so wie er zur Thüre seines Hauses heraustrat, seinen Sohn, glaubte dieser sey es gewesen und ohne weiter auf das zu hören, was ihm der arme unschuldige Knabe sagte, schlug er so gewaltsam auf ihn los, daß Franzen angst und bange dabey wurde. Er konnte das jämmerliche Schreyen des Knaben nicht länger ertragen, sprang hinter dem Gesträuche hervor und sein gutes Herz rieth ihm, sich sogleich selbst als den Thäter anzugeben.

Er kletterte an der Gartenmauer in die Höhe, und rief so laut er konnte: ich bin es gewesen! ich habe das Fenster eingeworfen! laß Er doch den armen Kleinen gehn!

Lange hörte der erzürnte Vater nicht, endlich bemerkte er Franzen an der Mauer. Was will Er? rief er ihm zu.

Franz. Schlag' Er doch um Gottes Willen seinen armen Sohn nicht mehr! Er ist unschuldig!

Schuhmacher. Was? unschuldig? bekümmere er sich doch nicht um andere Leute Musje! — und nun wollte er von Neuem anfangen, auf seinen Sohn loszuschlagen!

Franz wagte einen Sprung, kam glücklich über die Mauer, fiel dem Schuhmacher in die Hände — ich bin es selbst gewesen, ich habe sein Fenster eingeworfen, mit einer Schleuder —

Der Schuhmacher. Wie? Was? Er hätte das Fenster eingeworfen, und Du wärst es nicht gewesen?

Sein Sohn. Nein, wahrhaftig nicht, lieber Vater; ich bin nicht vom Wassertroge weggekommen; (der gute Junge hatte dort

Leder einweichen müssen) ich habe keinen Stein in die Hand genommen.

Der Schuhmacher. Nu, das ist schön Musje! andern Leuten die Fenster einwerfen — und obendrein läßt er mich da meinen armen Jungen zerprügeln — laß Er nur seinen Vater zu Hause kommen!

Franz. O lieber Mann, ich will ihm ja gern sein Fenster doppelt bezahlen; ich weiß es, daß ich nicht recht gethan habe, — aber nur sag' er meinem Vater nichts!

Der Schuhmacher. Nein! Musje! daraus wird nichts! — Meinen armen Jungen will ich nicht umsonst zerprügelt haben, Er hat zehnmal mehr verdient, als der gekriegt hat —

Franz wollte ihm zureden, aber der Schuhmacher wurde immer aufgebrachter. Franz bat so sehr er konnte, bald den Vater, bald den Sohn, daß dieser besonders ihm vergeben sollte; er versprach alles Mögliche — aber es half nichts, der Schuhmacher bestand darauf, Franzen's Vater müsse es erfahren, sobald er nach Hause komme, oder längstens den Morgen drauf, so früh er aufstünde. Als Franz sich noch nicht beruhigen wollte, und immer mehr bat, drohte ihm der Schuhmacher,

wenn

wenn er nicht gleich gienge, wolle er ihm — und dabey hob er die Hand auf, um ihm zu zeigen, daß er Lust hätte, ihm soviel zu geben, als er, nach seiner Meinung reichlich verdient habe.

Franz mußte also unerhört wieder zurückgehen. Indem er in seiner Eltern Hausthüre trat, hörte er, daß seine Mutter und Schwester schon zurückgekommen wären und daß einige Bekannte sie nach Hause begleitet hätten. Was sollte er thun? Sollte er sich ihnen, besonders da sie noch mehr gute Freunde bey sich hatten; so wie er war, unter die Augen stellen? — Wird man mir es nicht gleich ansehen, dachte er bey sich? — Was werden deine so gütigen Eltern sagen? (er wußte nicht, daß sein Vater noch nicht zu Hause war) was würden die Fremden von dir denken?

Noch unschlüßig was er thun wollte, gieng er wieder in das Gärtchen. Aber kaum war er da, als er sich rufen hörte. Er suchte so viel möglich eine heitere Miene anzunehmen, um sich wenigstens in Gegenwart der Fremden nicht zu verrathen; beschloß aber fest bey sich, sobald diese sich entfernt haben würden, seinen

Eltern seinen Fehler zu gestehen. Mit diesem Vorsatz trat er in die Gesellschaft.

Hier fand er lauter frohe Gesichter; seine Schwester kam ihm entgegen und erzählte ihm in der Freude ihres Herzens, die Begebenheit mit der armen Mäurerfrau, und daß der Vater eben jezt noch bey ihr sey, um zu sehen, wie es um die beyden kranken Kinder stehe.

Franz, der sonst, bey ähnlichen Gelegenheiten, laut seine Freude zu erkennen gab, mußte sich beynah zwingen, um nur vergnügt darüber zu scheinen. Seine Schwester bemerkte nichts von seiner Verlegenheit, sie dachte nur an die Rückkunft ihres Vaters. Franz dachte auch daran, aber aus ganz andern Ursachen. Jezt schlug die Stunde, wo seine Eltern gewöhnlich zu Abend zu eßen pflegten; seine Mutter sagte ihm, daß sie alle schon auf diesen Abend gegessen hätten, daß man für ihn aber gleich etwas bringen werde.

Franz sahe vorher, daß ihm in einer so frohen Gesellschaft kein Bißen schmecken werde, so lange ihm noch die Last seines Fehlers auf dem Herzen lag; er bat also seine Mutter, daß sie ihm erlauben möchte auf seiner Stube zu eßen.

Gut, sagte diese — und da es dir vielleicht zu spät werden möchte, wenn du warten wolltest, bis der Vater wieder zurück käme, so kannst du gleich da bleiben!

Indem er seiner Mutter sagen wollte, daß er gern noch mit dem Vater zu sprechen wünsche, fiel ihm ein: daß sie ihn wohl fragen könne, was er ihm zu sagen habe, — daß er es ihr dann vor der Gesellschaft würde gestehen müssen — er schwieg, empfahl sich und gieng auf seine Stube.

Man brachte ihm eine Schaale Milch und einen Teller Erdbeeren. Seine Schwester ließ ihm sagen: Julchen schicke sie ihm; sie habe sie selbst für ihn gepflückt. Er konnte sich kaum darüber freuen — und doch war es ihm sonst so lieb, wenn er nur wußte, daß Julchen an ihn dachte, und jezt schickte sie ihm sogar Erdbeeren, die er vor allen Früchten so gern aß! — Er wollte sich hinsetzen und doch ein Paar davon kosten, aber eben hörte er die Stimme des Schuhmachers, der sein Abendlied sang. Er stund wieder vom Tische auf, gieng bald an's Fenster, bald wieder an den Tisch, seufzte und weinte.

Fidele, ein kleiner Hund scharrte an seiner Thüre; er machte ihm auf und setzte ihm seine Schaale Milch hin. Ohne zu wissen was er that, kleidete er sich endlich aus und legte sich nieder.

So früh als möglich, dachte er bey sich, will ich aufstehen und zu meinem Vater gehen, ehe noch der erzürnte Schuhmacher mit ihm sprechen kann. — Aber, so früh ihm schon einen solchen Verdruß machen? daß ich so leichtsinnig seyn mußte! Wie oft hat er mir nicht untersagt, im Garten mit Steinen zu werfen! — Und dem armen Mann ein Fenster einzuwerfen — und dem armen Jungen so viele Schläge zuzuziehen! — ach! ich wollte lieber daß er mich so geschlagen hätte! — Was wird mein Vater sagen — doch das möchte alles noch seyn, wenn er mich auch noch so sehr ausschmählt, wenn er mich auch noch so sehr bestraft, ich habe es ja verdient! — Aber wie wird er sich betrüben, und meine gute Mutter und Lisettchen? — Ach! wenn der Mann nur nicht einen zu großes Geschrey macht! — Wer weiß wem er es schon allen erzählt hat! — Was wird sein armer Sohn nun für Schmerzen haben, und ich bin daran Schuld! — Für

was für einen bösen Menschen werden mich alle halten, die diese Geschichte hören! Ach! wenn ich doch dasmal gefolgt hätte. O nie! nie! will ich doch wieder mit Steinen werfen!

So lag der arme Franz und quälte sich beynahe die ganze Nacht hindurch mit Vorwürfen über seinen Leichtsinn, der ihm zu einen Fehler verleitet hatte, der von so übeln Folgen für ihn war! — Die Gesellschaft verließ seine Mutter, — er wachte noch; sein Vater kam nach Hause — er wachte noch und hörte ihn freundlich mit Lisettchen sprechen, die ihm bis auf die Treppe entgegen gegangen war; Lisettchen kam neben ihm auf ihre Stube, mit ihr die Mutter; er hörte sie sich niederlegen — lange schon erquickte ein sanfter Schlaf das gute Mädchen — da lag Franz noch wachend; immer wollte der Schlaf seine Augen schliessen — aber immer fiel ihm wieder ein neuer Vorwurf ein, den er sich zu machen hatte. Auch fürchtete er, er möchte zu lange schlafen und es versäumen mit seinem Vater zu rechter Zeit noch zu sprechen.

Schon brach der Morgen an, als er vor Ermattung ein wenig einschlummerte. Doch sein beunruhigtes Blut gönnte ihm nur eine

kurze

kurze Ruhe. Ein fürchterlicher Traum, in welchen er den armen Knaben, der unschuldig um seinetwillen geschlagen worden war, blutig erblickte, und wie ihm so sein Vater vielen Menschen zeigte, und wie alle ihn beklagten, von Franzen hingegen das Gesicht wegwendeten! dann erblickte er seine Mutter und Schwester weinend und bleich vor Kummer, den er ihnen gemacht hatte. Jetzt sah er seinen Vater — der Blick mit dem dieser ihn ansahe, schien ihm alles das Gute, alle die Liebe vorzuwerfen, die ihm dieser schon erzeigt hatte. Franz fieng laut im Schlafe an zu weinen und erwachte darüber!

Seht, liebe Kinder, so ängstet ein böses Gewissen; so sanft ruht hingegen der, welcher recht thut, wie Lisettchen!

Ihr wünschet doch wohl noch zu wissen, was den folgenden Morgen geschahe? — Das dacht' ich wohl! Nun — Franz erwachte, nach einem sehr unruhigen Schlaf, just noch zu rechter Zeit, daß er seinen Vater eher sprechen konnte, als der Schuhmacher. Aber, wie glaubt ihr wohl, daß ihm zu Muthe gewesen seyn müsse, als er sich nun angekleidet hatte und zu seinem Vater gehen wollte? — Da er

die Nacht so unruhig zugebracht und nur sehr wenig geschlafen hatte, sah er sehr blaß, seine Augen waren erhitzt und dick, und auf seinem ganzen Gesicht bemerkte man deutlich, was in ihm vorgieng. Furcht und Schaam und Reue und ähnliche unangenehme Empfindungen wechselten sich in ihm ab; je näher er der Stube kam, worin er seinen Vater wußte, je heftiger klopfte ihm das Herz. Er stand ein Weilchen vor der Thüre, ehe er sie öfnete — jetzt trat er hinein. Sein Vater saß vor seinem Schreibepult und suchte in Papieren.

„Lieber Vater“ — so viel konnte er vor Schluchzen hervorbringen.

Sein Vater sahe sich um: Guten Morgen, lieber Sohn — du weinst? was fehlt dir? warum kommst du nicht näher?

Franz. Ach! lieber guter Vater, werden Sie nicht zu sehr böse, ich habe einen Fehler begangen — ach! wenn Sie wüßten wie sehr ich es schon bereuet habe?

Vater. Ich bedaure dich — doch sey aufrichtig.

Franz. Gewiß, lieber Vater — ach! ich habe Ihnen nicht gefolgt und — habe mit Steinen geworfen. Gestern Abends, ich war erst

so

so vergnügt, ich begoß die gepflanzten Blumen, machte mir Stäbchen zu den Zuckererbsen, und band sie dann dran — und wie ich fertig war — ich weiß gar nicht, was ich gedacht habe — da fiel mir ein, mir eine Schleuder zu machen, und wie ich so schleuderte — da

Vater. Hast du in ein Fenster geworfen?

Franz. Ach! ja! und wenn es nur nicht just des armen Mannes seines gewesen wäre — des Schuhmachers?

Vater. Das hätte nun nicht viel mehr zu bedeuten, du wirst es ihm bezahlen — aber daß du dich so vergaßest —

Franz. O, lieber Vater — das ist noch nicht alles, — hätte ich nur dasmal Ihnen gefolgt! — Wie ich es hörte so erschrack ich darüber, und da vollends der Mann herauskam und so sehr schrie, da wurde mir so angst, daß ich mich versteckte!

Vater. Pfui! Franz, das konntest du? — und der Mann weiß also noch nicht, daß —

Franz. Ach ja! guter Vater, er weiß es daß ich es gewesen bin — aber weil er es gleich Anfangs nicht wußte, so glaubte er sein Sohn, den er vor der Thüre antreffen mochte, wäre es gewesen — und — o! der arme Junge —

Vater. Und sein Vater hat ihn also vermuthlich bestraft?

Franz. O! er hat ihn so sehr geschlagen, daß er schrie — ich konnte es nicht länger hören, ich sprang vor und gab mich selber an — ach! lieber guter Vater! — vergeben Sie mir meinen Fehler — der Mann wollte sich nicht erbitten lassen, er will heute selbst zu Ihnen kommen — diesen Morgen sagte er —

Vater. Die Mutter weiß es doch schon? —

Franz. Nein — ich konnte es ihr gestern Abends nicht sagen, weil sie nicht allein war, und ich konnte nicht so lange aufbleiben bis Sie zu Hause kamen, und heute früh —

Vater. Geh' jetzt auf deine Stube, ich werde dich hernach rufen lassen.

Franz bat nochmals, man konnte es ihm ansehen, wie sehr ihm sein Fehler leid that, sein Vater antwortete ihm nicht mehr — er mußte gehen — aber mit welchen Empfindungen er die Zeit, da er dort bleiben mußte, zubrachte — daß kann man sich denken! Noch wußte er nicht, was ihm wiederfahren würde.

Sein Vater ließ ihn jetzt von sich gehen, theils weil er erst hören wollte, was der Schuhmacher ihm sagen würde, und ob Franz ihm

auch

auch alles aufrichtig gestanden habe; theils um zu überlegen ob und wie er ihn bestrafen könne.

Franz war kaum auf seiner Stube, als Lisettchen zu dem Vater kam, um sich von ihm die Arzney für die arme Máurerfrau auszubitten. Er gab sie ihr und trug ihr auf, ehe sie weggienge der Mutter zu sagen, daß sie auf einen Augenblick zu ihm kommen möchte. Lisettchen ahndete etwas, weil sie ihren Vater nicht so heiter als gewöhnlich sahe, doch fragte sie nicht — sie gieng und rufte die Mutter.

Franzens Eltern fanden freylich, daß ihr Sohn sehr gefehlt habe, weil er, wider ihr oft wiederholtes Verbot, im Garten mit Steinen geworfen; sie fanden es für unrecht, daß er sich versteckt hatte, da es seine Pflicht gewesen wäre, sogleich seinen Fehler zu gestehen — dann würde der Schuhmacher seinen Sohn nicht geschlagen haben, und Franz selber würde sich weniger Verdruß zugezogen haben. Sie fanden aber auch, daß der Schuhmacher ein sehr hitziger Mann seyn müsse, weil er, ohne seinen Sohn erst anzuhören, ihn so grausam hart behandelt habe. Sie konnten daher Franzen nicht alles zurechnen, mußten sich vielmehr gestehen, daß es immer von einem nicht ganz ver-

derbten Herzen zeuge, daß er sich selbst angegeben hatte, um den armen Knaben nicht länger unschuldig leiden zu lassen. Auch erkannten sie, daß Franz für seinen Fehler sich selbst schon sehr bestraft habe — denn sie konnten sich vorstellen, was er die vergangene Nacht über gelitten haben müsse!

Indem sie noch hierüber sich besprachen, klopfte jemand an der Thüre. Es war der Schuhmacher. Wiewohl sie sich vor seiner Hitze gefürchtet hatten, so schien es doch gleich Anfangs, daß die Nacht über, sein Blut sich etwas abgekühlt habe. Er erzählte den Vorfall ziemlich ruhig, foderte nicht, daß Franz auch so viel Schläge bekommen sollte, wie sein Sohn unschuldiger Weise bekommen hätte, sondern bat sich nur aus, daß Franzen in Zukunft das Steinwerfen untersagt würde, und — daß man ihm, weil er ein armer Mann wäre, das Fenster bezahlen möchte.

Da er so vernünftig sprach, so redeten auch Franzens Eltern auf eine solche Art mit ihm, daß er nicht nur selbst gestand etwas zu hitzig gewesen zu seyn, da er seinen Sohn ungehört so hart bestraft hatte — sondern es reuete ihm sogar, den armen Franz so unfreundlich begegnet

net zu haben. Da ihm nun auch das Fenster wohl mehr als doppelt bezahlt wurde, so gieng er sehr zufrieden nach Hause, und versprach in Zukunft nicht mehr so hitzig zu seyn, noch weniger aber seinen Sohn wieder so übel zu behandeln, wenn er auch wirklich einmal einen kindischen Fehler begehen sollte. — Denn Franzens Eltern wußten, daß des Schuhmachers Sohn, sonst ein sehr stiller und gutmüthiger Knabe war, der wohl nicht mit Vorsatz etwas böses thun werde.

Und was wurde nun mit Franzen, der ängstlich auf seiner Stube den Ruf seines Vaters erwartete? — Er wurde bestraft — ach! der arme Franz! — Ihr seyd unbillig, liebe Kinder, wenn ihr ihn eher bedauert, ehe ihr seine Strafe wisset; könnet ihr von so verständigen Eltern erwarten, daß sie ihren Sohn ungerecht bestrafen werden? — Höret was ihm sein Vater sagte, als er ihn hatte wieder zu sich rufen lassen: Du gestehst selbst, mein Sohn, daß du gefehlt hast, denn du hast wider unser ausdrückliches Verbot im Garten mit Steinen geworfen, und da du einen armen Manne dadurch Schaden verursachst, handelst du gar so schlecht, dich zu verstecken! Was konntest du damit wol-

len? — Nicht wahr, daß der Schumacher einen Unschuldigen statt deiner für den Thäter ansehen sollte? — Franz wollte hier etwas einreden, aber sein Vater fuhr fort:

Ich will glauben, daß dir das nicht gleich einfiel, aber du siehst doch, daß es diese Folge gehabt hat? daß ein Unschuldiger statt deiner ist bestraft worden? — Du hast dich freylich schon selbst bestraft, da du eine ganze Nacht in Unruhe und Furcht zubringen mußtest — ich will dir also deinen Ungehorsam vergeben — aber das siehst du wohl ein, daß wir dir in Zukunft nicht mehr erlauben können — allein im Garten zu seyn — du hast gemacht, daß wir uns nicht mehr auf dich verlassen können. Das Fenster, was du eingeworfen hast, wirst du dir gefallen lassen, zu bezahlen — ich werde es von deinem Taschengelde abziehen. Aber wie wirst du machen können, daß der arme unschuldige Knabe, die Schläge vergißt, die er doch blos um deinetwillen hat leiden müssen?

Franz, der bisher sich kaum gewagt hatte, die Augen aufzuschlagen, faßte seines Vaters Hand, küßte sie und sagte mit wahrer Rührung: Wenn Sie mir nur vergeben, mein guter Vater, und Sie (er gieng zu der Mutter

und küßte auch ihre Hand) meine gütige Mutter, Sie sollen in Zukunft gewiß nicht wieder von mir betrübt werden, und der arme Junge — o! erlauben Sie mir es, ich will selbst zu ihm gehen, ich will ihn noch einmal bitten, daß er mir verzeiht, vielleicht sagt er mir, womit ich ihm einen Gefallen thun kann; o er soll gewiß wieder gut auf mich werden. — Seine Eltern erlaubten es ihm, und nachdem er ihnen für ihre gütige Behandlung auf die rührendste Art gedankt hatte — verließ er sie, um sogleich den armen Knaben aufzusuchen.

Indem er die Treppe hinunter gehen wollte, hörte er unten im Hause rufen: Franz! — bist du es?

Es war Lisettchen, die von ihrem Besuch, bey der Maurerfrau, zurück gekommen war. Franz erkannte ihre Stimme: Ja, Lisettchen! antwortete er ihr.

Lisettchen. Warte einen Augenblick (indem sie die Treppe herauf kommt) ich habe dir etwas zu sagen. —

Als sie Franzen in der Nähe sahe und bemerkte daß er rothgeweinte Augen habe, dabey aber doch mehr heiter als traurig aussahe, wußte sie nicht, ob sie ihn erst um die Ursache sei-

ne

ner rothen Augen, oder darum fragen sollte, warum er hatte auf sie warten müssen — das Mitleid gewann die Oberhand: du hast ja geweint Franz? was fehlt dir denn?

Franz. O, laß mich jetzt fort, liebes Lieschen — es ist alles wieder gut, wenn ich wieder komme, will ich dir alles erzählen — und nun wollte er die Treppe hinunter.

Lisettchen. Hielt ihn auf — Nur einen kleinen Augenblick: Es steht ein kleiner Junge unten an der Thüre, der nach dir fragte, was —

Franz. O der ist es, der ist es — (und nun wollte er wieder fort.)

Lisettchen. Ja! der wird es gewiß nicht seyn — ich glaube es ist da des armen Schuhmachers kleiner Sohn —

Franz. Eben der ists — o liebes Lieschen, hilf mir ihn mit bitten! — Aber du weißt ja noch nicht, warum? — Wenn du Zeit hast, komm wenigstens recht bald auf meine Stube — willst du Lieschen?

Lisettchen versprach's, sahe ihren Bruder nach, mochte ihn aber doch nicht belauschen. Sie gieng zu ihren Eltern und erzählte ihnen, was für eine Freude die Frau gehabt hätte, als

sie zu ihr gekommen wäre, wie sehr sie ihnen danken ließe, was das älteste Mädchen für ein hübsches Kind wäre, daß sie den jüngsten Kindern die Arzney zum erstenmale selbst eingegeben hätte — wie gern sie sie von ihr sich hätten geben lassen, und tausend andere dergleichen Dinge.

Mutter. Nun und was könnte man ihr denn für Arbeit geben? hast du vergeßen dich darnach zu erkundigen?

Lisettchen. O nein! liebes Mutterchen; sie hat mir alles erzählt, was sie arbeiten kann — und o! wenn Sie wollen! — aber ich will Ihnen erst sagen, was sie alles kann. Wie sie noch jünger und unverheyrathet gewesen wäre, erzählte sie mir, hätte sie viel weiß genähet — aber nun wären ihre Hände zu hart und ungeschickt dazu geworden. Sie zeigte mir ein Halstuch, das sie ausgenähet hatte, o! das war ganz allerliebst; alsdenn, sagte sie, hätte sie für andere Leute, Wäsche verfertigt, auch sogar Kleider — sie macht alle ihre Kleider sich selbst und auch für ihre Kinder. —

Mutter. Nun, da könntest du ihr wohl auch deine Kleider machen lassen! —

Lisettchen. O, das könnte — aber ich will nur erst vollends alles sagen. Alsdenn wäre ihr Mann einmal, beynahe ein ganzes halbes Jahr krank gewesen. Da hätte sie nun nicht viel machen können, weil sie immer hätte bey ihm bleiben müssen; aber um sich etwas zu verdienen, hätte sie baumwollnes Garn gesponnen. Davon hätte sie sich und ihren Mann eine Zeitlang kümmerlich ernähret, wäre manchmal bey hübschen Leuten, wie sie sagte, gewesen, und hätte da mit waschen helfen. Aber jetzt, da sie die kranken Kinder warten müßte, könne sie gar nichts mehr thun — und denn dankte sie dem lieben Gott wieder, daß sie just zu rechter Zeit so gute Menschen gefunden hätte, die ihr wieder hülfen. — O liebes Mutterchen, wenn wir sie ihr nur etwas zu thun geben wollten, es ist so eine gute und gewiß nicht ungeschickte Frau! —

Mutter. Aber du schienst ja noch etwas auf dem Herzen zu haben? du wolltest es nicht eher sagen, als bis du alles erzählt hättest.

Lisettchen. O wenn ich wüßte! (indem sie bald den Vater bald die Mutter bittend ansah) Sie haben so lange gewünscht ein Paar ordentliche Leute unten in das Stübchen zu haben —

die

die Frau lobt ihren Mann so aufrichtig — daß es ein so guter, stiller und arbeitsamer Mann wäre! —

Mutter. Wir kennen die Leute noch zu wenig. Kind — vielleicht, wenn sie wirklich das sind, was sie scheinen.

Lisettchen. O wie das so hübsch seyn würde. Ich könnte bey der Frau so vielerley lernen, und die Kinder sind so gute Kinder — wie würde sich die gute Frau freuen. — Liebes Vaterchen, sie sagen ja gar nichts — bitte! bitte!

Vater. Ich billige ganz das, was deine Mutter gesagt hat, und verspreche dir, sobald wir finden, daß die Leute so gut sind, als ich wünsche, daß sie seyn mögen, so soll das Stübchen Niemand anders haben.

Lisettchen. O das sind sie gewiß! das sind sie gewiß; tausend Dank, gutes Vaterchen! — und so hüpfte sie vom Vater zur Mutter, und küßte beyden herzlich froh die Hände.

In der That fand sich auch in der Folge, daß diese beyden Leute verdienten, daß man sich ihrer annahm. In einigen Wochen wohnten sie schon in dem Hause von Lisettens Eltern, und es hat ihnen noch nicht gereut, sie in ihr

Haus genommen zu haben, wo sie sich mit ihren Kindern recht wohl befinden. Der Mäurer, ein stiller, thätiger Mann, hat die Aufsicht über Haus und Gärtchen, arbeitet dabey auf seinem Handwerk, bald in, bald außer dem Hause. Die Frau lehrt Lisettchen allerley weibliche Geschicklichkeiten, besorgt die Wäsche und hat die Aufsicht über die Mägde, besonders wenn etwa Lisettchens Eltern abwesend sind. Lieschen lernt von ihr, hilft ihr wieder und ist sehr glücklich, denn sie ist sich's im Stillen bewußt, daß sie vorzüglich dazu beygetragen hat, daß die guten Mäurersleute ein so frohes Leben führen.

Aber wir haben ja Franzen ganz vergessen? Ihr erinnert Euch noch an das, was ihm seine Schwester an der Treppe sagte, daß ein kleiner Knabe nach ihm frage? Er vermuthete, es sey des Schuhmachers Sohn und irrte sich auch nicht. Der ehrliche Schuhmacher war so vergnügt über die freundliche Behandlung von Franzens Eltern, daß er, als er zu Hause kam, auf der Stelle seinen Sohn fortschickte — warum? — er sollte sehen, daß er mit Franzen sprechen könne, und sollte ihm sagen: Er möchte es nicht übel nehmen, wenn er ihn den

Tag vorher ein Bißchen hart angeredet hätte, es wäre nicht so böse gemeint gewesen und wäre nun alles gut.

Franzen, als er den Kleinen sahe, wären beynahe wieder die Thränen in die Augen gekommen; er gieng auf ihn zu und suchte ihn durch alle mögliche Liebkosungen zu versichern, daß es ihm herzlich leid thue, ihm so unschuldig Schläge zugezogen zu haben; er bat ihn, so sehr er nur konnte, er möchte ihm nur sagen, was er thun sollte, um ihm irgend ein Vergnügen zu machen. Der Kleine wollte gar nichts davon hören; sagte, das sey schon lange vergessen, uud Franz sollte es nur nicht übel nehmen, daß sein Vater ihn so hart angelassen hätte.

Nach vielen vergeblichen Bitten und Anerbietungen von Franzen, hörte er endlich von dem Kleinen, daß er sich schon lange so ein Buch gewünscht habe, wo so viele hübsche Erzählungen drin stünden. Franz erkundigte sich ob er ihm nicht sagen könne, was das Buch, welches er meyne, für einen Titel habe? — Das verstund der gute Kleine nicht. Endlich merkte Franz, da er sich einige von den Erzählungen

lungen sagen ließ, daß es Gellerts Fabeln wären. Sogleich erbot sich Lieschen —

Ach! ich habe vergessen Euch zu sagen, daß Franz gleich Anfangs den Kleinen mit sich herauf in seine Stube nahm, daß seine Schwester, als sie von ihren Eltern weggieng, so wie sie es versprochen hatte, auf ihres Bruders Stube kam, daß ihr Franz die Geschichte des vorigen Abends kurz erzählte, daß sie nun den Kleinen bitten half, doch etwas zu sagen, womit ihm ihr Bruder ein Vergnügen machen könnte. Sobald sie nun wußte, daß der Kleine Gellerts Fabeln zu haben wünschte, so erbot sie sich sogleich, ihm die ihrigen zu schenken.

Das wollte aber Franz durchaus nicht geschehen lassen. Er bat seine Schwester, daß sie unterdessen bey dem Kleinen bleiben möchte, und gieng zu seinen Eltern, um diese um Erlaubniß zu bitten, daß er ihm die Fabeln schenken dürfte. Als er diese erhalten hatte — fiel ihm ein, daß der Kleine auch ein gar schlechtes Kleid habe; er hatte just eins, das er nicht mehr tragen konnte, weil es ihm zu enge geworden war, das aber noch ganz gut aussahe — er bat also, sie möchten ihm erlauben, daß er ihm auch dieses schenken könne,

und

und versprach: er wolle sich gewiß so gut in Acht nehmen, daß er nicht sobald wieder ein Neues bekommen dürfe. Seine Eltern erlaubten ihm auch dieß, er dankte voller Freuden, und eilte zu dem Kleinen zurück. Der Kleine wußte gar nicht wie ihm geschahe, als er soviel auf einmal bekam — wollte bald Lieschen, bald Franzen die Hände küssen; aber diese versicherten ihn, daß es ihnen mehr Vergnügen mache, daß er sich darüber freue, als ihm das kleine Geschenk machen könne. Unter vielen Danksagungen gieng er endlich nach Hause; sein Vater kam bald darauf zu Franzens Eltern und dankte ihnen aufs Neue für die schönen Sachen.

Franz glaubte aber nicht den Kleinen schon genug entschädigt zu haben; von Zeit zu Zeit machte er ihm ähnliche Geschenke und hatte seine herzliche Freude daran, wenn der Kleine zu Zeiten kam, und ihm erzählte, was er aus den schönen Büchern, die er ihm gegeben, gelernt hätte.

Seyd ihr so mit Franzen zufrieden? — Noch mehr werdet ihr es seyn, wenn ich Euch sage, daß seine Eltern von der Zeit an nie wieder einen ähnlichen Fehler an ihm bemerkten.

ten. Er gewöhnte sich auch nicht nur immer auf sich aufmerksam zu seyn, sondern war es vorzüglich dann, wenn er ganz allein, das heißt, wenn kein Mensch bey ihm war. Dadurch geschahe es, daß seine Eltern sich bald wieder auf ihn verlassen konnten. Ich wünsche Euch allen, liebe Kinder, die ihr diese Geschichte leset, daß, wenn ihr auch einmal einen Fehler begehet, ihr doch den Nutzen davon haben möget, den Franz davon hatte!

Nie freut ein gutes Kind sich bey des Andern Leiden;
es weint bey andrer Schmerz, — ist froh bey andrer Freuden.

Konrads Eltern hatten ein Landgut; sein Vater liebte die Jagd, daher hielten sie sich gewöhnlich im Herbste auf diesem Gute auf.

Eines Tages war Konrad auf seines Vaters Stube; er machte das Fenster auf, welches nach der Landstraße zugieng, um einen Menschen genauer zu beobachten, der sich auf einem Stein, der an der Straße stand, niedergesetzt hatte. Es war ein Jude, wie er sahe, der in seiner Schreibetafel herumblätterte.

Kon-

Konrad sah ihm zu, wie er ein Blatt nach dem andern herauszog, wieder hineinsteckte, und dabey mit den Händen wie einer, der für sich spricht, allerley Geberden machte. Die Figur des Juden, sein Händespiel, vielleicht sein Gemurmle, lockte einen großen Jagdhund herbey, der mit großem Gebell auf den armen Menschen losfuhr, diesem folgte bald ein zweyter und dritter, — der Jude, wollte sie an sich locken, aber je mehr er lockte, je ärger trieben sie ihr Gebell — und als er nun aufstehen wollte, faßte ihn sogar einer beym Kleide. Er mochte ihm etwas unsanft den angefaßten Zipfel aus den Zähnen ziehn — der Hund ward zorniger, fuhr ihm nach der Hand, ein zweyter packte ihn an der Weste, der dritte biß ihn in ein Bein —

O weh mir! rief der arme Mensch kläglich — ist denn niemand da, der mich von den Hunden losmacht?

Mit lautem Gelächter fuhr Konrad, der dieß alles mit angesehen hatte, zum Fenster herein. — O! Papachen, das ist zum Todtlachen — sehn Sie nur einmal zum Fenster heraus! —

Dieser, der just eine Rechnung durchsahe, die ihm der Verwalter des Gutes gebracht hatte, wollte sich nicht unterbrechen lassen: Du siehst, was ich hier zu thun habe; — was ist's denn?

Konrad. O! nur einen Augenblick, Papachen! — Sehen Sie nur Diane, Caro, Marki haben sich über einen Juden hergemacht! — und nun lachte er wieder, so sehr, daß ihm fast die Thränen in die Augen traten!

Sein Vater hörte kaum, was es gab, so gieng er an's Fenster. Er erschrack, als er sahe, wie sich der arme Jude nur mit Mühe noch gegen die immer toller werdenden Hunde vertheidigte; er pfiff den Hunden, sie hörten nicht, pfiff und rufte sie noch einmal — jetzt hörten sie. Der Jude, der sich nun von ihnen befreyt sahe, wollte seine verlohrnen Papiere in der Geschwindigkeit auflesen — die Hunde, die sich einbilden mochten, er wolle Steine aufheben, giengen auf's Neue auf ihn los — mit vieler Mühe konnte Konrads Vater sie abrufen.

Sogleich rief er nach dem Jäger — er kam. Warum laufen die Hunde frey herum? beobachtet ihr so euren Dienst? — Seht

Euch vor! wenn sie ein Unglück angerichtet haben! Den Augenblick lauft und bringet mir den armen Menschen herein, den sie hier vor dem Hause angefallen haben.

Der Jäger, der die Güte seines Herrn, aber auch seine strenge Gerechtigkeitsliebe kannte, ward leichenblaß, als er ihn so reden hörte. Er eilte zur Thür hinaus, und war bald bey dem Juden, der noch nach seinen Papieren suchte. — Aengstlich erkundigte er sich, ob ihm die Hunde Schaden gethan hätten. Er sahe, daß sie ihn zweymal in die rechte Hand und auch in das rechte Bein gebissen hatten; sein Kleid war an mehrern Orten zerrissen!

O! lieber Mann, bat er den Juden, mache er mich nicht unglücklich — ich will ihm gern geben, was ich im Stande bin, nur klage er nicht zu sehr bey meinen Herrn — ich bin sonst ein unglücklicher Mensch — ich habe die Hunde frey laufen lassen, ich hätte sie bey mir behalten sollen — aber ich hatte gleich etwas zu thun. — Zeig' Er her — ich habe Seifenspiritus — was will er für sein Kleid haben. —

Der Jude konnte kaum antworten, so geschwind redete der Jäger, und so kläglich bat

 er

er ihn. — Helf' Er mir nur meine Papiere suchen, antwortete er ihm endlich.

Der Jåger. Das will ich gern, was fehlt Ihm denn noch? Ich soll Ihn gleich zu meinem Herrn bringen — geh' Er nur immer, ich will Ihm alles bringen — aber nur verklage Er mich nicht zu sehr.

So sehr der Jude recht hatte auf den Jåger bôse zu seyn, so machte er ihm doch nur gelinde Vorwůrfe ůber seine Unachtsamkeit und ließ sich wirklich von ihm erbitten, gegen seinen Herrn weiter nicht zu klagen. Doch gieng er nicht eher von der Stelle, als bis er seine Papiere alle wieder hatte. — Nun komm' Er, sagte er zum Jåger, und fůrchte er sich nur nicht weiter, schaff er mir nur etwas auf mein Bein, — mit der Hand hat's nicht viel zu bedeuten!

Konrad's Vater, nachdem er den Jåger fortgeschickt hatte, wendete sich jetzt zu seinem Sohn, der ganz erstaunt war, als er seinen Vater so ernhaft mit dem Jåger reden hôrte. — Mit einer ernsthaften und bekůmmerten Miene redete er ihn an:

Unglůckliches Kind, wie kommst du zu dieser abscheulichen Schadenfreude? Kannst du dich

über das Unglück eines Menschen freuen, so muß dein Herz so böse seyn, daß du nicht werth bist — daß ich dich noch meinen Sohn nenne!

Konrad — wurde heftig erschüttert über diese Anrede seines Vaters, der sonst immer so freundlich mit ihm sprach und auch dann noch freundlich blieb, wenn er etwa von ihm einen Verweis erhielt. Er wußte nicht, was er antworten sollte, seine Zunge war wie gelähmt. Endlich brachte er die erbärmliche Entschuldigung vor: Es ist ja ein Jude, liebes Papachen!

Vater. Ein Jude? — also ist ein Jude kein Mensch? Also weil er nicht so glücklich war von christlichen Eltern gebohren zu werden, darum darfst du kein Mitleid gegen ihn haben? — Kann er dafür, daß er von jüdischen Eltern gebohren wurde? — Sage, kam es auf dich an, daß du christliche Eltern hast? — Und wenn Gott es gewollt hätte, daß deine Eltern Juden wären, — nicht wahr, so würdest du jetzt auch ein Jude seyn? Und wie würde es dir dann gefallen, wenn andere Menschen dich so sehr verachten würden, daß sie dich nicht einmal ihres Mitleids

leids werth hielten? Was würdest du von solchen Menschen halten?

Konrad. (der die Wahrheit dessen, was ihm sein Vater sagte, fühlte, ward sehr beschämt, er schwieg schüchtern — endlich um sich doch einigermaßen zu entschuldigen, sagte er:) Aber die Juden sollen ja solche schlechte Menschen seyn, die die Christen immer betrügen!

Vater. Daß es unter den Juden schlechte Menschen giebt, das leugne ich auch nicht — aber sind darum alle Juden schlechtdenkend? Oder müssen sie etwa alle schlecht seyn, weil sie Juden sind? — Wer das sagen wollte, der könnte eben auch sagen: weil es viele schlechtdenkende Menschen unter den Christen giebt, darum sind alle Christen schlechte Menschen. Nur unverständige Leute werden so urtheilen. Wer aber mehrere Juden kennen gelernt hat, der wird dir auch sagen, daß es unter ihnen viele gute und vortrefliche Menschen giebt. — Aber gesetzt auch, just der Jude, den die Hunde anfielen, wäre einer von den Schlechten, entschuldigt das deine unbarmherzige Schadenfreude? — Du verachtest ihn, weil er ein Jude ist; aber weißt du auch, was das heiße —

ein

ein Christ seyn? Fällt dir nicht das Gleichniß ein, das Christus einmal erzählte, — vom barmherzigen Samariter? *) Hast du nun wohl als ein Christ gehandelt, da du über das Unglück eines deiner Mitmenschen dich freutest, anstatt ihm zu helfen?

Konrad, den sein Unrecht bis zu Thränen rührte, wollte seinen Vater um Vergebung bitten — da trat der Jude zur Thüre herein. Konrads Vater gieng ihm entgegen: Ich bedaure es von Herzen, lieber Mann, daß er so sehr ist erschreckt worden — die Hunde haben ihm doch keinen Schaden gethan, — der unvorsichtige Mensch, der Jäger —

Der Jude. Na! gnädiger Herr, der arme Mensch hat's nicht gewollt, und ich bin eben noch gut weggekommen —

Vater.

*) Eine ähnliche wahre Geschichte erzählt die Deutsche Zeitung, im heurigen Jahrgange, im 4ten Stück. Denen zu Gefallen, die diese nützliche Zeitung nicht lesen, in der unter vielen andern nützlichen Sachen auch viele Beyspiele zur Ermunterung zum Guten, und zur Warnung vor manchem Fehler gesammelt werden, will ich sie gleich nach dieser Geschichte, auf meine Art, aber ganz wieder erzählen.

Vater. Aber sein Kleid ist ja ganz zerrissen.

Jude. Ist eben nicht viel dran — auf der Reise zieht man ja nichts Gutes an — wollten Sie mir aber erlauben, daß ich irgendwo mir's ein Bißchen wieder zusammenheften könnte —

Vater. Das kann jemand anders thun — aber was hat Er denn da an der Hand? — das ist ja Blut — und auch hier am Beine! —

Jude. Hat nicht viel zu bedeuten — der Jäger hat mir gegeben ein Paar Stückchen Leinwand und ein Bißchen Seifenspiritus darauf —

Vater. Der unverständige Mensch! — Zeig' Er, lieber Mann — wer weiß, was er ihm drauf gegossen hat —

Jude. Lassen Sie's gut seyn — es war Seifenspiritus, und der thut mir allemal gut — es ist nur ein Bißchen die Haut aufgerissen.

Vater. Er beschämt mich in der That — zieh Er wenigstens sein Kleid aus, damit es Ihm ein Bißchen ausgebessert werden kann.

Jude.

Jude. Wenn Sie so befehlen, aber doch nicht hier — lassen Sie mich —

Vater. Mach' Er keine Umstände — komm' Er, ich will ihm helfen — Der Jude mußte durchaus sein Kleid in dem Zimmer ausziehen; Konrad war der Erste, der sich erbot, es zu einem Bedienten zu tragen, der ein Schneider war. Der Vater erlaubte es ihm.

Vater. Unterdessen kann Er etwas genießen — etwas Erfrischendes —

Jude. Nichts in der Welt, gnädiger Herr — ich esse vor Abend nicht, und da denk' ich, will's Gott, zu Hause zu seyn.

Vater. Nur ein Glas Wein —

Jude. Danke, danke unterthänig, nicht einen Tropfen, ich bin das nicht gewohnt. — Aber, ich muß mich ja schämen — daß ich so vor Ihnen stehe — lassen Sie mich wenigstens so lange hinausgehen.

Vater. Er thut mir einen Gefallen, wenn Er so hier bleibt — setz' Er sich — hier —

Jude. Weil Sie denn durchaus so wollen — aber da Sie so gnädig seyn, wollen Sie mir wohl erlauben — eine Bitte —

Vater.

Vater. Mit dem größten Vergnügen, was wünscht Er, es soll gleich da seyn.

Jude. Ich danke nochmals — nur eine kleine Erkundigung: Wie ich da draußen auf dem Steine saß, fiel mir ein, daß wohl hier in der Gegend eine Mühle seyn müsse!

Vater. Ganz recht — das Wasser hier, worüber die Brücke führt, ist der Mühlgraben — Nun?

Jude. Kennen der gnädige Herr den Müller?

Vater. Sehr gut; er hat die Mühle von mir gepachtet. — Hat Er etwas mit ihm zu thun?

Jude. Eine Kleinigkeit, gnädiger Herr! Halten Sie ihn für einen ehrlichen Mann?

Vater. Er und sein Vater sind wohl schon gegen 50 Jahre auf dieser Mühle, und ich habe nie etwas wider sie gehört. Der Vater ist nun schon ein Greis, der aber in der ganzen Gegend als ein braver Mann bekannt ist, und der Sohn ist ein sehr ordentlicher und fleißiger junger Mann, zu dem ich viel Vertrauen habe.

Jude. Mehr wünsche ich nicht zu wissen — danke Ihnen unterthänig für gegebene Nachricht.

Vater. Könnte ich nicht die Ursache erfahren, warum Er sich so angelegentlich nach ihm erkundigt?

Jude. — Wenn es der gnädige Herr nicht übel nehmen wollten; ich möchts nicht gern. Ist er ein ehrlicher Mann, und das glaub ich, so hat's weiter nichts zu bedeuten.

Konrad kam jetzt wieder zurück. Der Vater fragte ihn, warum er sich so lange aufgehalten habe, Da sagte ihm Konrad heimlich: daß der Bediente sich Anfangs geekelt hätte, den Rock anzugreifen und er und der Jäger hätten ihn lange bitten müssen, ehe er angefangen habe; er arbeite aber jetzt daran.

Bis der Rock gebracht wurde, sprach Konrad's Vater noch über vielerley Dinge mit dem Juden, woraus Konrad einsehen lernte, daß ein Jude nicht nur ein verständiger und kluger, sondern auch ein guter Mensch seyn könne.

Ehe der Jude gieng, bat er nochmals Konrads Vater, daß er dem Jäger vergeben möchte, er werde in Zukunft seine Schuldigkeit gewiß besser beobachten, nicht eher nahm er Abschied, als bis es ihm war versprochen worden, daß dem armen Menschen, wie er ihn nannte, nichts geschehen sollte.

Konrad begleitete ihn nun; auf der Treppe nahm ihn der Jude bey der Hand: Wollen Sie mir wohl eine Gefälligkeit erzeigen, lieber junger Herr?

Konrad. Recht gern, was ist's denn?

Jude. Hier (indem er ihm ein Viergroschenstück in die Hand giebt.) seyn Sie so gütig, und geben das dem Menschen, der meinen Rock so gut ausgebessert hat.

Konrad. Nein, das kann ich nicht, mein Vater würde schmälen —

Jude. Wenn Sie das auch dem gnädigen Papa nicht wiedersagen, das ist ja nichts Böses — die paar Groschen gebe ich mit Vergnügen und der Mensch kann es doch nicht umsonst thun.

Konrad. Er wird es nicht umsonst thun; er wird gewiß etwas dafür bekommen.

Jude. Ey nun! — vielleicht auch etwas Ausgeschmältes!

Konrad. Hat Er denn gehört, was ich meinem Vater sagte?

Jude. Wenn ich es auch nicht gehört hätte — man weiß wohl, wie das geht!

Konrad. Und er will ihm doch ein Trinkgeld geben?

Jude. Vielleicht wird er dadurch in Zukunft desto williger! — Nun junger Herr! Sie versprachen mir ja, einen Gefallen zu thun!

Der Jude bat so sehr, daß Konrad wirklich das Geld nehmen mußte.

Nun! das ist brav! sagte der Jude; wenn ich wieder hier vorbey reise, will ich mich bey Ihnen bedanken; und verließ das Haus, um weiter zu reisen.

Konrad furchte sich beynahe, wieder zu seinem Vater zu gehen; er glaubte gewiß noch mehr Vorwürfe hören zu müssen — und doch mußte er sich gestehen, daß er sie nicht mit Unrecht bekommen würde. Er schämte sich innig seiner unfreundlichen Schadenfreude; gab erst dem Bedienten das für ihn erhaltene Trinkgeld, der sich von einem Juden so etwas auch nicht erwartete, und um desto mehr Freude darüber hatte — und dann gieng er zu seinem Vater.

Dieser glaubte, sein Sohn habe genug gesehen und gehört, um sein Unrecht einsehen zu lernen; doch beschloß er bey sich, ihn für seine Unbarmherzigkeit nicht ohne Strafe zu lassen. Die Gelegenheit bot sich sehr bald dazu an.

Ein Bedienter kam und meldete: es sey ein armer Reisender unten, der nicht ganz schlecht

gekleidet sey, der aber um ein Reisegeld bitte. Konrad hatte bisher eine kleine Kasse für die Armen, von der er seinem Vater monatlich Rechnung ablegen mußte. Daraus gab er einem Bedienten wöchentlich einige Groschen, für die gewöhnlich ansprechenden Armen, waren diese ausgegeben, so holte dieser von Konrad mehr. Für andere Arme sorgte dieser selbst; es war ihm überlassen, wie viel oder wenig er jedem geben wollte. Sein Vater war wegen seiner klugen Vertheilung immer zufrieden mit ihm gewesen.

Jetzt da der Bediente kam, wollte Konrad sogleich nachsehen, wer der Arme sey. — Sein Vater hielt ihn zurück. Laß das seyn; ich werde in Zukunft selbst dafür sorgen; der Monat ist morgen zu Ende — ich hoffe, Du wirst mir da Deine Rechnuug bringen.

Indem der Vater dieß sagte, gieng er zur Thür hinaus, um den Armen selbst zu sehen. Als er wieder zurückkam, fragte ihn Konrad: Sie wollen mir also in Zukunft nicht mehr erlauben, daß ich den Armen das Allmosen geben kann?

Vater. Nein! — Ich traute Dir ein menschenfreundliches, mitleidiges Herz zu, daher glaub-

glaubte ich Dir ein Vergnügen zu machen, wenn ich dir erlaubte, unbekannten Armen eine kleinere oder größere Wohlthat zu reichen. Du hast mich heute auf die für mein Herz empfindlichste Art vom Gegentheil überzeugt — darum erlaube ich dir es in Zukunft nicht mehr!

Konrad. Liebes Papachen, lassen Sie sich nur dieß einzigemal erbitten; ich habe mich übereilt, Sie haben mich überzeugt, daß ich sehr unverständig gehandelt habe und ich habe es ja selbst gesehen — der Jude war wirklich ein guter Mensch — Sie sollen gewiß nie wieder durch mich auf eine solche Art betrübt werden. — Sie wissen ja, wie viel Vergnügen es mir macht, wenn ich den Armen geben kann —

Vater. Du wirst mich aber nicht überzeugen, daß dieses Vergnügen blos daher komme, daß du Menschen eine frohe Stunde machen kannst! — Der gute Mensch wird auch dann unmöglich sich freuen können, wenn er seinen erbittertsten Feind unglücklich sähe — und du kannst dich freuen — weil du einen ganz unbekannten Menschen quälen siehst? — Morgen erwarte ich deine Rechnung, auf dein künftiges Verhalten wird es ankommen, ob du je

wieder einen ähnlichen Auftrag von mir bekommen wirst, als du bisher so viele von mir erhalten hast. Ich werde aufmersam auf dich seyn.

Es blieb dabey, Konrad hatte ferner nicht weiter die Kasse für die Armen. Wie kränkend dieß für ihn war, läßt sich denken, denn wirklich war sein Herz nicht bös, und er gab den Armen gern; aber wer wollte gegen seinen Vater zürnen, daß er ihn so bestrafte? Er kannte ihn, und wußte, daß ihn diese Strafe gewiß für alle Zukunft von allen solchen Vorurtheilen heilen würde. Auch ist wohl kein schlimmeres Vorurtheil als dieß, welches Konrad hier zeigte — daß er einen Menschen blos deswegen verachtete, weil er nicht denselben Glauben, oder dieselbe Religion hatte, zu welcher seine Eltern, und er sich bekannten!

Nach langer Zeit, da Konrad mehrere unstreitige Proben seines guten Herzens gegeben hatte, da er oft von seinem Taschengelde, ohne daß er glauben konnte, bemerkt zu werden, bekannten und unbekannten Armen auf eine verständige Art geholfen hatte, bekam er an einem seiner Geburtstage, die Kasse wieder. Sie war ihm lieber, als das schönste Angebinde, denn

nun

nun erkannte er, daß sein Vater ihn für einen guten Menschen halte.

An demselben Abende, da die Geschichte mit dem Juden vorgefallen war, gieng Konrad mit seinem Vater spazieren. Unterwegs begegneten sie dem Müller, von dem der Jude geredet hatte. Nach einigen gleichgültigen Fragen erkundigte sich der Vater Konrads bey ihm, ob er nicht einen gewissen Juden kenne, der (er nannte hier den Nahmen des Juden, den er sich hatte sagen lassen, der uns aber weiter nicht wichtig ist) — heiße?

Der Müller. O ja! Ihr Gnaden, — es ist ein billiger Mann, aber Sie werden ihn wohl besser kennen.

Vater. Ich hab' ihn heute nur von ungefähr kennen lernen, aber auch da habe ich gefunden, daß er Sein Lob verdient. Hat Er mit ihm zu thun gehabt? —

Müller. Ja gnädiger Herr — ich kann's nicht leugnen. Wie sich meine Schwester vor zwey Jahren verheyrathete, mußte ich ein kleines Kapital aufnehmen; ich wollte Ihre Gnaden nicht beschwerlich fallen, und weil mir ein guter Freund den Juden als einen ehrlichen

Mann vorschlug, so habe ich es von ihm aufgenommen.

Vater. Hat Er es ihm schon wieder zurückgezahlt?

Müller. Nein! ich bin es immer noch nicht im Stande gewesen, und da er billige Zinsen nimmt, so ist mir's auch noch nicht schwer geworden, ihm die Zinsen immer richtig abzutragen.

Vater. Aber wie, wenn er es nun zurückfodert?

Müller. O nein! gnädiger Herr, das thut er nicht. Ich dachte es freylich, daß er es neulich thun würde, wie mein guter Freund starb, der mich eben zu ihm gewiesen hatte. Denn bloß weil der für mich gut sagte, borgte er mir das Geld. — Aber nur vorige Woche schrieb mir der Jude, daß er mir das Geld lassen wolle, so lange ich es brauchen würde, denn schreibt er: ich glaube, daß ein so braver Mann, wie der Verstorbene war, sich nicht einen schlech- Menschen zum Freunde wird gtwählt haben, und daß mir also mein Geld bei ihm gewiß sicher seyn wird. — Sehn Sie, gnädiger Herr, der verstorbene Gastwirth in Naundorf, das ist eben mein Freund, that dem Juden auch ein-

mal

mal einen Gefallen, und aus Dankbarkeit that ihm der Jude so lange er lebte, viel Gutes. Er hat ihm lange Zeit Geld geborgt, ohne einen Heller dafür zu nehmen; darum gieng auch des Gastwirths seine Wirthschaft immer so gut. Und darum hat er auch mir das Geld mit so billigen Zinsen geliehen.

Vater. (zu Konrad) — Was meinst du, ob wohl viele Christen so dankbar sind? —

Müller. Ach! gnädiger Herr — da ließe sich gar vieles darüber sagen! Wenn der Jude nicht gethan hätte — der Gastwirth hätte müssen zum Schelm werden — blos weil ihm seine christlichen Verwandten so drückten! Aber vorbey, ist vorbey! —

Das Gespräch wurde durch einen Bedienten unterbrochen, der Konrad's Vater meldete, daß ein Besuch gekommen sey.

Konrad lernte in der Folge mehrere sehr gute Menschen unter den Juden kennen — und urtheilte niemals wieder so schnell über andere, die er noch nicht genau kannte. Sein gutes Herz bewahrte ihn auch auf immer vor ähnlichen Anwandlungen von Schadenfreude!

Wer ist mein Nächster?

Der Gehülfe eines Pfarrers, — und also ein eben nicht reicher Mann, gieng im vergangenen Winter, nach einem Schlosse, das ungefehr eine halbe Stunde von der Pfarrwohnung entfernt liegt, um daselbst eine gottesdienstliche Handlung zu verrichten.

Als er von da nach seiner Wohnung wieder zurückkehrte, begegnete ihm bey einem kleinen Gehölz ein junger Mensch, der vor Kälte zitterte. Er hatte kaum so viel Lumpen am Leibe, daß er sich damit völlig bedecken konnte. — Der Geistliche wurde von dem Elende des jungen Menschen innigst gerührt; er zog seinen Geldbeutel heraus, und gab ihm das Wenige, was darinn war. Es waren 16 Kreutzer, die nach Sächsischer Münze etwas weniges mehr als 4 Groschen und 3 Pfennige betragen. —

Als er ihm dieses Geld gegeben hatte, stand er ein Weilchen stille, endlich sagte er: Junger Freund, diese 16 Kreuzer werden ihn schlecht vor der Kälte schützen! Komme er etwas tiefer in das Gehölz — hier sieht uns Niemand — da werfe er seine Lumpen von sich — ich habe

habe mich winterhaft angezogen — alles was ich doppelt an meinem Leibe habe, will ich redlich mit ihm theilen.

Beyde zogen sich nun aus. Der Geistliche hatte zwey Hemden an, zwey Westen, zwey Paar Beinkleider, zwey Paar Strümpfe — und über dem sogenannten Priesterkragen ein seidenes Halstuch. Von allen diesen Stücken gab er ihm das erstere und also das bessere, wikkelte sich in seine Kiree ein und gieng eilends davon — ohne daß er den Menschen gefragt hätte, wer? oder woher er sey.

Der arme Mensch weinte vor Freude und segnete tausendmal seinen Wohlthäter. Und wer war dieser halbnackende Mensch? — Ein polnischer Jude, der in Wien — die Wohnung des guten Geistlichen liegt nicht allzuweit davon — dieses alles von Wort zu Wort erzählte.

Mache dir keinen Menschen zum Feind! Kann er dir auch nicht nutzen, so kann er dir doch wohl schaden!

Ernst war ein sehr muthwilliger Knabe, wer ihm nur in den Weg kam, der wurde

von

von ihm geneckt. Besonders aber war Christoph, ein Gartenarbeiter, immer seinen Neckereyen ausgesetzt.

Dieser arme Mensch hatte den Fehler, für den er aber nicht konnte, daß er, wenn er sprach, jede Sylbe wohl mehr als einmal wiederholte, das heißt — wie man im gemeinen Leben sagt: er stotterte.

Sobald ihn nun Ernst sahe, so hatte er jedesmal eine Frage an ihn zu thun, blos aus der schadenfrohen Absicht — ihn stottern zu hören und dann ihn auszulachen.

Christoph hatte ihn oft darüber unfreundliche Wahrheiten gesagt — aber der gute Mensch richtete damit nichts aus, weil je mehr er sprach, je mehr stotterte er, und jemehr lachte Ernst. Er hatte oft nicht antworten wollen, aber Ernst wußte ihn doch dazu zu bringen; er quälte ihn so lange, bis er redete. Christoph sagte es endlich Ernstens Vater, da dieser einmal in den Garten kam. — Ernst erhielt einen derben Verweiß und es wurde ihm sogar Strafe gedrohet, wenn er es wieder wagen würde, des armen Menschen zu spotten. Ein Paar Tage unterblieb es nun, aber bald wurde

es

es wieder so schlimm, als zuvor. Ernst erbitterte dadurch Christophen so, daß dieser schon mehrmahls Willens gewesen war, ihn selbst dafür zu züchtigen.

Um diese Zeit kam Ernst auch einmal in den Garten; es hatte die Nacht stark gefroren und der Teich im Garten, war ganz mit Eis überzogen. Christoph war in der Nähe. Höre Christoph, fragte ihn Ernst — ob mich wohl das Eis trägt? — Christoph schwieg. Ernst wiederholte seine Frage — Christoph schwieg wieder. — Ich gehe auf den Teich, sagte Ernst, und breche ich ein, so bist du Schuld, daß du mir nicht geantwortet hast. — Unkraut verliehrt sich nicht, stotterte Christoph ihm nach und — Ernst gieng auf den Teich.

Ein Paar Schritte hielt das Eis, aber indem er nun recht sicher fortgehen wollte — brach es unter ihm — er sank bis unter die Arme hinein — Christoph! Christoph! hilf mir, schrie er aus Leibeskräften. — Christoph hörte ihn schreyen — Schrey du! daß du genug hast, sagte er vor sich — und gieng vor nach dem Hause zu.

Ernst hätte in dem Teiche entweder erstarren oder ertrinken müssen, hätte nicht der Gärtner

ner sein Schreyen gehört — dieser sprang herbey und rettete ihn noch just zu rechter Zeit.

Vor Frost klappernd fragte er: wo ist denn Christoph? der war ja gleich hier — und er muß mich haben schreyen hören?

Der Gärtner sagte ihm — Er wäre vorgegangen —

Ernst. Das hat er mir gewiß zum Possen gethan — ich fragte ihn noch vorher, ob das Eis halten würde — er antwortete mir nicht einmal —

Gärtner. Ja, junger Herr, nehmen Sie mir's nicht übel; wenn Sie Christophen nicht immer so sehr vexirten, so würde er Ihnen ordentlich antworten, und würde Ihnen auch gewiß aus dem Teiche geholfen haben. Es ist freylich nicht recht, daß er fortgegangen ist, aber Sie habens auch manchmal ein Bischen gar zu bunt mit ihm gemacht. — Seyn Sie froh, daß ich Sie noch gehört habe. — Aber Sie stehen hier und erkälten sich vollends gar machen Sie doch, daß Sie andere Kleider anziehen.

Ernst. Thue er mir doch den Gefallen und hole Er mir sie lieber — ich möchte nicht gern so mich sehen lassen — Friedrich (ein Bedienter)

ter) weiß wo meine Sachen sind, ich kann mich ja in seiner Stube anziehen —

Gärtner. Das möchten Sie thun, aber besser ist es, Sie gehen vor. Sie wissen wohl, wenn es hinterher Ihr Herr Vater erführe —

Ernst mußte selbst gehen, der Gärtner ließ sich nicht erbitten. Sein Vater bemerkte ihn zwar nicht, aber er erfuhr gar bald, was vorgegangen war, denn Niemand hatte Ernsten so lieb, daß er ihm zu Gefallen geschwiegen hätte. Außer dem Verdruß, den er von seinen Eltern erfuhr, mußte er auch mehrere Tage an einer Erkältung leiden. Das einzige Gute was er davon hatte, war, daß er einsehen lernte: daß man keinen Menschen verachten, oder sich zum Feinde machen müsse, und wenn er auch noch so gering wäre; wäre er gegen Christophen vorher freundlicher gewesen, so würde dieser ihn gewarnt haben; und wäre er aus Leichtsinn doch auf den Teich gegangen und eingebrochen, so würde er gewiß zeitig genug zugesprungen seyn, daß es ihm nichts geschadet hätte. Er konnte ganz unglücklich seyn, wäre der Gärtner nicht in der Nähe gewesen.

Mache dich beliebt! Thu allen, was erlaubt ist, zu Gefallen.

Wilhelm ward in seinem achten Jahre eine Waise; seine Eltern starben sehr schnell hinter einander und hinterließen ihrem einzigen Sohne nichts, als was sie ihm durch eine sorgfältige Erziehung hatten geben können. Aber eben dieß war auch nichts Geringes — er hatte ein natürlich gutes Herz und einen bey Kindern nicht gemeinen Verstand, und beydes hatten seine ihn zärtlich liebenden Eltern vortrefflich auszubilden sich bemühet.

Ein weitläuftiger Verwandter seines Vaters, der ihn bey Lebzeiten seiner Eltern immer gern bey sich gesehen hatte, nahm ihn jetzt zu sich. Schon dieß war ein Glück für ihn, denn dieser Verwandte hatte keine Kinder und ein ansehnliches Vermögen; er konnte daher von ihm einst vieles hoffen und sich versprechen, daß er ihm in seiner Jugend gewiß alles würde lernen lassen, was er nur immer wünschte. — Aber noch glücklicher machte sich Wilhelm durch sein gutes Herz.

Sein Vetter war ein sehr braver und gutdenkender Mann, aber er hatte den großen Fehler

ler — oft, bey der geringsten Veranlassung, in den heftigsten Zorn zu gerathen. War er dann aufgebracht, so mußte jeder darunter leiden, der ihm nahe kam und besonders traf das diejenigen, die bey ihm in Diensten waren.

Er hatte schon vor einigen Jahren, einen seiner Verwandten zu sich genommen, um ihn bey sich erziehen zu lassen; aber dieser, ein leichtsinniger junger Mensch, brachte ihn so oft wider sich auf, daß er ihn einst in der Hitze von sich jagte. Die Eltern des jungen Menschen, die noch lebten, wurden darüber, gegen ihren zornigen Verwandten, so aufgebracht, daß sie ihren Sohn bey sich behielten, so sehr auch jener wünschte, ihn wieder zu sich zu nehmen. Denn war die Hitze des guten Mannes verraucht, kam er wieder zu sich selbst, so reuete ihm jedesmahl was er gethan hatte. Demungeachtet war es immer schwer mit ihm auszukommen.

Für Wilhelm war es gar nicht schwer sich in ihn zu finden. Er hütete sich sorgfältig ihm Veranlassung zum Zorn zu geben, und wenn er sahe, daß der Vetter einmal, aus andern Ursachen, in der Hitze war, so gieng er still auf die Seite. Oft machte er, durch sein im-

mer freundliches heiteres Gesicht, daß der Vetter früher wieder zu sich kam, als es sonst wohl geschehen wäre. Merkte er daß sich sein Zorn legte, so gieng er zu ihm, streichelte ihn und bat ihn mit sanfter Stimme: daß er sich doch nicht so ärgern möchte. Und da nahm ihn der Vetter und küßte ihn, für seinen guten Rath.

Doch würde ihn auch das vorsichtigste Betragen gegen seinen Vetter, nicht immer haben vor Verdruß sichern können, wenn er sich nicht, durch seine zuvorkommende Gefälligkeit, bey allen übrigen im Hause beliebt zu machen gewußt hätte. Aber das war nun ganz seine Sache, denn vom Kleinsten bis zum Größten that er allen, so viel und was er nur immer konnte, zu Gefallen. Oft kam er gelaufen und warnte die Dienstleute, wenn sie etwa zu laut lustig waren, daß sie stille seyn möchten, weil der Vetter nicht aufgeräumt wäre. Oder wenn etwa jemand etwas versehen hatte, so paßte er eine günstige Gelegenheit ab, und bat dann für ihn um Verzeihung. Er hatte es seinem Vetter abgemerkt, daß er besonders alsdenn am nachsichtigsten sey, wenn er einmal recht zornig gewesen war und es ihm dann reute. Da pflegte er gewöhnlich die schlimmsten Nach-

richten zu hinterbringen, und er that es immer auf eine so gute Art, daß der Vetter manchen großen Fehler willig vergab.

Natürlich waren ihm deßwegen alle von Herzen gut, und wenn Wilhelm nun auch einmal einen kleinen Fehler machte, was bey einem Kinde wohl möglich ist, so entschuldigte ihn jedermann und bat für ihn. Ja man ließ sich lieber selbst vom Vetter, so sehr er wollte, ausschmälen, als daß man etwas über Wilhelm hätte kommen lassen. — Ich will nur einen solchen Fall erzählen.

Der Vetter rauchte stark Tabak und hatte daher eine große Anzahl Pfeifen, eine immer schöner, als die andere. Unter andern hatte er eine, eben nicht ansehnliche, aber ihm vor allen übrigen liebe Pfeife, die einen porzellanenen Kopf hatte. Man nannte sie nur des Vetters Morgenpfeife, weil er gewöhnlich früh daraus zu rauchen pflegte.

Eines Morgens hatte der Vetter im Garten geraucht und weil er nicht gleich aus dem Garten gehen wollte, gab er seine Pfeife, dem alten Christian, seinem Bedienten, der sie mit dem Tabakskasten und einem kleinen Tischchen, an dem er geseßen hatte, auf seine Stube tra-

gen sollte. Christian nahm die Pfeife und das übrige und gieng damit fort. Als er vor in's Haus kam, sah Wilhelm, der eben zum Vetter in den Garten gehen wollte, daß ihn die Pfeife hindere, daß er den Tisch nicht gut tragen könne. Mit seiner gewöhnlichen Dienstfertigkeit bat er Christian: Setz Er doch hier nieder und geb' Er mir die Pfeife, ich will sie Ihm hinaustragen — Er kann ja nicht gut den Tisch fortbringen, wenn Er beyde Hände mit andern Dingen voll hat.

Christian, Je nun, liebes Wilhelmchen, wenn Sie wollen so gütig seyn — (Christian setzte den Tisch nieder, gab Wilhelmen die Pfeife; Er mußte ihm auch den Tabakskasten geben.) Aber nehmen Sie sich ja in Acht!

Wilhelm. Sorge Er nicht — ich will immer voraus gehen und die Thüre aufmachen!

Wilhelm gieng — aber! unglücklicher Weise hatte jemand auf der Treppe Aepfel oder Birnenschalen fallen lassen — Wilhelm trat darauf, der Fuß gieng ihm aus — er fiel und stampfte mit dem porzellanenen Pfeifenkopfe so stark auf die steinerne Stufe, daß er in viele Stücke zersplitterte und mehrere davon ihm die Hand verwundeten.

Wil-

Wilhelmen schoßen die Thränen aus den Augen, da er den Pfeifenkopf zerbrochen sah. — Ach! daß es Gott erbarme! rief der alte Christian! setzte den Tisch wieder hin und kam zu Wilhelm. Da lag der Pfeifenkopf — hier sah er Wilhelms blutende Hand — er hatte ihn über alles lieb — den Augenblick entschloß er sich, lieber alles über sich ergehen zu lassen, als den guten Wilhelm dem Zorne seines hitzigen Herrn auszusetzen.

Gehn Sie den Augenblick zu Mamsell Hannchen (es war die Ausgeberin) und lassen Sie sich die Hand verbinden — sagte er ihm —

Wilhelm, — Nein! lieber Christian — mein Vetter muß es erst wissen!

Christian, — Das soll er — ich laufe gleich selbst zu ihm!

Wilhelm — Nein, das thue Er nicht — er möchte Ihn sonst gar zu sehr hart anlassen — laß er mich nur selbst gehen —

Christian — Dießmal müssen Sie mir folgen, gehn Sie — kommen Sie! und so ergriff er Wilhelm bey der Hand und führte ihn zu der Ausgeberin. — Ich bin gleich wieder da! — Als er dieß gesagt, sprang er so

 schnell

schnell er konnte die Treppe hinunter und trat fast ausser Athem vor seinem Herrn.

Dieser, der schon darüber hitzig wurde, daß Christian so ungestüm vor ihm trat, und als er zumahl seine furchtsame, zerstörte Miene bemerkte, fragte ihn hastig: Nun, was giebt's schon wieder?

Ach! vergeben Sie mir armen unglücklichen Manne! stotterte Christian.

Der Vetter — Was hat der alte — wieder gemacht?

Christian — Wenn Sie nur nicht gar zu böse würden! ich Unglücklicher!

Vetter — (der immer hitziger wurde) Werde ich's bald erfahren?

Christian — Ach! Ihre Pfeife —

Vetter — Was? — meine Pfeife? — hat er zerbrochen? — Und ehe noch Christian völlig es bejahen konnte, holte er mit dem Stocke, den er immer im Garten zu tragen pflegte, aus — und gab ihm damit ein Paar derbe Schläge, indem er dazu sagte: So wollte ich doch! daß Er nimmermehr klug würde.

Christian stand still, hielt die Schläge ohne Murren aus, aber diese unwürdige Behand-

lung,

lung, die er noch nie erfahren hatte, jammerte den alten guten Manne so, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Kaum sahe das sein Herr, als ihn seine Hitze schon wieder leid that. — Er ließ den Stock sinken, sah Christian starr in's Gesicht: — Aber warum bringt Ihr Leute mich auch immer so auf? Und just diese Pfeife! — Wo hat er sie denn zerbrochen?

Christian — (da er seinen Herrn ruhiger werden sah, glaubte es sey nun Zeit nicht länger zu schweigen,) — ich hab' sie freylich nicht selber zerbrochen, aber ich bin doch Schuld daran —

Der Vetter — (wäre beynahe wieder hitzig geworden, als er dieß hörte und nun einsahe, daß er sich zu sehr übereilt habe:) Wie? nicht selber zerbrochen? wer ist's denn gewesen?

Christian — Sie haben mich gestraft, als wenn ich es selbst gethan hätte — ich habe noch nie einen Schlag von Ihnen bekommen — aber ich will es gern vergessen, so sehr es mich alten Mann auch schmerzt — vergeben Sie aber auch —

Der Vetter (etwas weniger hitzig) — so sag' Er doch wer sie zerbrochen hat!

Christian — Sie sind noch böse — Er konnte wahrhaftig so wenig dafür, als ich!

Der Vetter (wieder etwas hitziger). Er sieht ja, daß ich nicht mehr böse bin!

Christian — Wie ich vor ins Haus kam, da sah er, daß ich den Tisch nicht gut tragen konnte, — da nahm er mir die Pfeife und den Tabakskasten ab — und da hatte jemand auf der Treppe Obstschalen hingeworfen, und wie er nun die Treppe vor mir hinaufgeht, da fiel er über die Obstschalen — und — das gute Kind hat sich die ganze Hand zerschnitten!

Der Vetter — Wilhelm? —

Christian — O vergeben Sie ihm! ja, er ist's gewesen — aber ich war doch immer Schuld, daß ich sie ihm tragen ließ —

Der Vetter — Wo ist er denn? warum ist er nicht selbst gekommen und hat —

Christian — Ach! das gute Kind wollte ja durchaus gleich zu Ihnen und wollte Sie um Vergebung bitten — aber seine kleine Hand blutete so sehr und ich dachte, es wäre doch beßer, wenn ich es Ihnen sagte — ich mußte ihn mit Gewalt zu Mamsell Hannchen führen, daß er sich die Hand verbinden ließ. Seyn

Sie

Sie doch nicht böse auf ihn — es ist ja sonst ein so liebes gutes Kind!

Der Vetter sah immer mehr ein, daß er dem guten alten Christian zu viel gethan habe; aber eben so wenig konnte er auf Wilhelm böse seyn, denn er erkannte, daß er blos aus Dienstfertigkeit, um dem alten Manne das Tragen zu erleichtern, die Pfeife genommen hatte. Daß er gefallen war, das konnte höchstens Unvorsichtigkeit seyn, und da hatte der mehr Schuld, der die Obstschalen auf die Treppe geworfen hatte, als Wilhelm, der darüber noch mehr Schaden hätte nehmen können.

Indem er dieß bey sich überlegte, gieng er aus dem Garten, nach dem Wohnhause zu; Christian gieng hinter ihm her und bat immer noch für Wilhelm. Im Hause sagte er zu Christian: — Geh Er zur Hannchen, wenn Wilhelm noch bey ihr ist; er soll gleich zu mir kommen.

Christian — Aber, lieber Gott — Sie thun ihm doch nichts?

Der Vetter war schon vorher gerührt, als er sahe wie Christian Wilhelmen so lieb hatte — und das hatte er an allen im Hause bemerkt, er mußte also wohl schon daraus erken-

nen, wenn er es nicht schon selbst gewußt hätte, daß Wilhelm ein sehr gutes Kind sey; er hatte ihn daher gleich Anfangs verziehen: Sag Er ihm nur, er solle zu mir komme, ich wäre nicht mehr böse auf ihn.

Christian sprang nun wie ein junger Mensch vor, küßte seinem Herrn die Hand, dankte herzlich, vergaß alle Schläge und eilte Wilhelmen die frohe Botschaft zu bringen.

Ehe er noch die Treppe hinauf war, hörte er die Ausgeberin mit Wilhelm kommen. Sie hatte ihn nicht allein wollen gehen lassen, um auch ein gutes Wort für ihn bey dem Vetter einzulegen. Christian gieng ihnen entgegen; sein heiteres Gesicht beruhigte sie sogleich. — Kommen Sie, liebes Wilhelmchen, der Herr Vetter hat ihnen vergeben — hier kommt er gleich die Treppe herauf, danken Sie ihm!

Wilhelm hieng sich schluchzend an die Hand seines Vetters — vor Wehmuth konnte er nicht sprechen — er weinte nicht aus Furcht vor der Strafe, er hätte sie gern gelitten; er weinte darüber, daß er seinen Wohlthäter, wiewohl unschuldiger Weise, einen Verdruß verursacht hatte. — Sey nur ruhig, redete ihn der Vetter an, du hast es gewiß nicht gern gethan —

aber gut war es immer daß du nicht gleich selbst kamest — da danke es Christian —

Wilhelm wollte sprechen — Christian, ließ ihm nicht zum Worte kommen; er bat seinen Herrn, daß er weiter nichts gegen den guten Wilhelm sagen möchte und versicherte noch einmal, daß er gewiß gar nichts dafür gekonnt hätte. Da sehn Sie, (indem er auf den Ort hin wies,) hier ist noch der naße Fleck von der Obstschale, über die das gute Kind fiel!

Der Vetter erkundigte sich nach Wilhelm's Schaden an der Hand. Die Ausgeberin versicherte, daß nur ein Finger einen etwas tiefen Schnitt habe, der aber nicht gefährlich sey, das Uebrige habe nichts zu bedeuten.

Lange Zeit konnte sich Wilhelm nicht beruhigen, daß er den schönen Kopf zerbrochen hatte, und als die Sache schon wieder vergeßen war, erfuhr er erst, was Christian um seinetwillen gelitten habe! — Man kann sich vorstellen, daß er ihn von nun an doppelt lieb hatte! und daß er ihm auf alle Fälle dafür Zeitlebens dankbar seyn werde.

Auch der Vetter war von der Zeit an, gegen Christian freundlicher, als er je gegen ihn gewesen war. Er suchte ihn durch allerley klei-

nere

nere und größere Geschenke zu überzeugen, daß er wünsche, daß er das ihm einmal zugefügte Unrecht vergeßen möchte. Ja alle Bekannte, dieses sonst so braven Mannes, die nur um diese Geschichte wissen, versichern, daß er von der Zeit an weit seltner in Hitze gerathe, und dann auch weit weniger zornig sey, als sonst.

Wilhelm fuhr fort sich bey allen, besonders aber bey seinem Vetter, durch sein immer gutes Betragen, durch seine Bereitwilligkeit zu dienen, und durch seine Sanftheit, beliebt zu machen. Sein Vetter wurde ihm auch immer gewogner; und als Wilhelm das zwölfte Jahr erreicht hatte, nahm er ihn völlig an Sohnes Statt an; so daß er, wenn sein Vetter einmal sterben sollte, was er aber so spät als möglich wünscht, weil er ihn wie seinen Vater liebt, — sein ganzes ansehnliches Vermögen bekommen wird.

Lerne was, so kannst du was!

Fritz, war der einzige Sohn eines Mannes, der ein wichtiges Amt hatte. Seine vielen Geschäfte verhinderten ihn, daß er sich um die

Er-

Erziehung seines Sohnes nicht so bekümmern konnte, als er wohl gewünscht hätte. Die Mutter war immer kränklich und machte Fritz nur nicht allzuviel Lärmen im Hause, so war sie schon mit ihm zufrieden. — Damit nun Fritz nicht ohne Aufsicht wäre, vertraute sein Vater ihn einem jungen Manne an, von dem er überzeugt war, daß er nicht nur Rechtschaffenheit, sondern auch diejenigen Kenntniße besäße, die er zur Bildung seines Sohnes für nöthig hielt.

Dieser junge Mann gab sich alle Mühe seine Pflicht bey Fritzen zu erfüllen, auch machte er ihm, die erste Zeit, viele Hofnung; er konnte Fritzen jedesmal wegen seiner Folgsamkeit und oft auch wegen seines Fleißes loben, ob er schon damals nur erst sechs Jahr alt war. Aber sehr bald änderte sich Fritz zu seinem großen Nachtheil.

Sein Lehrer wollte Anfangs nicht gern, dem würdigen Vater, die unangenehme Nachricht von der schlimmen Veränderung seines Sohnes bringen; ja er hofte, dieser werde, durch seine sanften Erinnerungen und Vorstellungen sich bald selbst wieder auf den rechten Weg finden; aber leider betrog er sich in seiner Hofnung.

Da er sahe, daß es immer schlimmer wurde, und da Fritz auf keine Weise seine Schuldigkeit mehr thun wollte, so hielt er es für gut, zuvor mit Fritzens Mutter darüber zu sprechen.

Es war ihr sehr unangenehm, als sie die Klagen des Lehrers hörte, sie machte Fritzen Vorwürfe wegen seines übeln Verhaltens und bat ihn, daß er doch in Zukunft folgsamer und fleißiger seyn möchte. Fritz schwieg lange, endlich sagte er — Je! wenn ich einmal Soldat werde, den brauch ich ja nicht viel zu lernen!

Jetzt sah der Lehrer auf einmahl woher bey Fritzen der Widerwille gegen alles Stillesitzen, Aufmerken und Lernen gekommen sey. Einige Offiziers, die seinen Vater besucht hatten, mußten vermuthlich mit dem kleinen Knaben gescherzt haben. Vielleicht hatten sie ihm gesagt, was das für ein lustiges Leben sey, das Soldatenleben! Fritz schien bisher Lust zum Studieren zu haben, wenn ihn nun jemand fragte, was er einst werden wolle? so antwortete er jedesmahl, ich will studieren. Vielleicht hatten ihm nun die Offiziers im Scherz ermuntert, lieber Soldat zu werden und nicht zu studieren — und der kleine unerfahrne Knabe

mochte sich vermuthlich nun einbilden: wer nicht studiere, der brauche auch überhaupt nichts zu lernen. Genug er glaubte wenigstens, ein Soldat könne immer in allen Stücken unwissend seyn, ein Offizier zumahl — und das wollte er gleich werden, brauche nichts zu verstehen, als zu kommandiren, den Degen zu ziehen, eine Flinte abzuschießen, und dergleichen Kleinigkeiten mehr, die sich bald lernen ließen.

Seine Mutter sagte ihm freylich sogleich, daß er sehr Unrecht habe, wenn er glaube, er könne ein unwissender Mensch bleiben, weil er Soldat werden wolle. Der Lehrer machte ihm ebenfalls mehrere Vorstellungen um ihm von seinem lächerlichen Vorurtheile abzubringen — doch hielt dieser für gut jetzt davon abzubrechen. Er hofte eine bequemere Gelegenheit zu finden, wo er ihn vielleicht ganz von seinem Unrecht überzeugen könnte. Und diese Gelegenheit fand sich, zu Fritzens Glücke, sehr bald.

Fritz hatte einen Onkel, auf dessen Landguthe seine Eltern jährlich etliche Wochen zuzubringen pflegten. Es war just um die Zeit der Wollschur, da sie dieses Jahr den Onkel

be-

besuchten und also kaum vierzehn Tage nach dem Vorfalle, den ich eben erzählt habe.

Eines Tages saß man bey Tische, als sich ein gewisser Herr Lieutenant von E... melden ließ, der mit Fritzens Onkel zu sprechen wünsche. Der Onkel, ein gastfreyer Mann, stund sogleich selbst auf, um den Fremden zu sprechen, und ihn, wenn er vorlieb nehmen wolle, zu bitten, mit zu eßen. Niemand kannte den Fremden, man war begierig ihn zu sehen — siehe da trat an der Hand des Onkels ein Mann in bürgerlicher, aber sehr ärmlich aussehender Kleidung herein, der, ohne viele Umstände, bey Tische Platz nahm.

Man erkannte sehr bald die Absicht seines Besuchs; er kam, in den Angelegenheiten eines Wollhändlers, um dem Onkel die Wolle von seinen Schaafen abzukaufen. —

Ein Lieutenant und jetzt doch der Einkäufer eines Wollhändlers? das fiel Fritzen gewaltig auf! Er konnte seine Verwunderung nicht verbergen. Sein Lehrer, der neben ihm saß, bemerkte es; er hatte einmal etwas von den Schicksalen des Lieutenant von E. gehört und freute sich herzlich, eine so gute Gelegenheit zu finden, Fritzen durch ein auffallendes Beyspiel

zu belehren, daß ein unwissender Mensch in keinem Stande glücklich werden könnte.

Der Lehrer fragte Fritzen: Sie scheinen sich über etwas zu verwundern; können sie mir nicht sagen, worüber?

Fritz. Ach ja! — Es ist doch sonderbar — Nicht wahr der Fremde ist ein Offizier?

Lehrer. Ja, er ist Lieutenant gewesen.

Fritz. Aber wie kommt er denn jetzt zu dem Wollhandel?

Lehrer. Ich weiß seine Geschichte nicht genau, lieber Fritz! aber ich kenne ihn ein wenig; er ist ein gefälliger Mann. Nach Tische will ich ihn bitten, vielleicht erzählt er sie uns.

Fritz. O das thun Sie doch; ich bin doch neugierig, zu erfahren, wie er aus einem Lieutenant ein Wollhändler geworden ist.

Lehrer. Ein Wollhändler glauben Sie? — Nein das nicht! Er ist nur bey einem Wollhändler, wie soll ich gleich sagen, so eine Art Gehülfe. Er muß herumreisen auf dem Lande, wo etwa Schaafe gehalten werden, und da für einen Wollhändler Wolle aufkaufen.

Fritz. Hm! das ist doch sonderbar. Nun seyn Sie so gütig und bitten Sie ihn; vielleicht geht er mit uns ein Bißchen spatzieren.

Lehrer. Verlassen Sie sich darauf! —

Fritz konnte kaum erwarten, bis man vom Tische aufstand, zumal da er sahe, daß sein Lehrer sich bald mit dem Fremden bekannt gemacht hatte und nun ziemlich vertraut mit ihm sprach. Endlich stand man auf; kurze Zeit nach Tische sprach der Onkel mit dem Fremden wegen der Wolle; der Fremde wünschte Proben davon zu sehen: Wenn Sie nichts zu versäumen haben, sagte ihm der Onkel, so können Sie meinen ganzen Vorrath besehen. Der Lehrer, der in der Nähe stand und dieß hörte — erbot sich sogleich, mit dem Fremden auf die, ungefehr ein halbes Stündchen entfernte, Schäferey zu gehen. Der Fremde nahm es an, und so wurde Fritzens Wunsch auf's schönste erfüllt, der nun mit seinem Lehrer den Lieutenant v. E. auf die Schäferey begleitete.

Unterweges fand der Lehrer bald, daß der Lieutenant ein sehr wackerer und offenherziger Mann sey, der gewiß nicht beleidigt werden würde, wenn er ihn um die Mittheilung der Geschichte seines Lebens bäte. Er fieng daher an, das Gespräch so zu lenken, daß der Lieutenant seinen Wunsch leicht entdecken konnte. Auch Fritz ließ es ihm mehr als einmal, durch

aller-

allerley Fragen, nicht undeutlich merken, daß er wünsche von seinen Lebensumständen unterrichtet zu seyn.

Ich sehe, fieng endlich der Lieutenant an, mein lieber Kleiner! daß Sie etwas von meiner Geschichte zu wissen wünschen; nicht wahr, es kommt Ihnen sonderbar vor, daß Sie einen Lieutenant Wolle einkaufen sehen? —

Der Lehrer. Verzeihen Sie ihm seine Neugierde, ich bin überzeugt —

Lieutenant von E. Lassen Sie das gut seyn, ich weiß was Sie sagen wollen! Mancherley widrige Schicksale haben mich klüger gemacht, so, daß ich nun wohl einsehe, wie thöricht ich in meiner Jugend handelte. Die Geschichte meiner Jugend macht mir freylich nicht viel Ehre, aber ich glaube, sie kann für manchen jungen Menschen, der so denkt wie ich einst dachte, sehr lehrreich seyn, und so erzähle ich sie jedesmal gern, wenn ich glaube Nutzen damit stiften zu können. Glauben Sie mir es, lieber Kleiner, ich wünschte der Sohn des ärmsten Landmannes zu seyn, wenn ich noch in Ihren Jahren wäre, und würde alsdenn gewiß meine Zeit besser benutzen, als ich leider gethan habe!

Meine Eltern hatten ein kleines Gut in der Gegend von D... einer ziemlich großen Stadt, wo ein Regiment in Garnison lag.

Fritz. Nicht wahr, daß heißt soviel als, das Regiment wohnte in der Stadt?

v. E. Ja, es wohnte darin und diente der Stadt zugleich zur Bedeckung, zum Schutze! — Nun! die Offiziers von diesem Regimente besuchten meine Eltern sehr fleißig; mein Vater hatte einige alte Bekannte unter ihnen, und diese brachten etwa wieder einen guten Freund mit — wie das so geht! es vergieng keine Woche, wo wir nicht einen Besuch von ihnen hatten.

Die Lustigkeit dieser Herren; ihre Erzählungen von den Schwänken, die sie manchmal gemacht hatten; die Freyheit, die sie mir zu haben schienen; ihre in die Augen fallende hübsche Uniform —

Fritz. Uniform?

v. E. Ja, so nennt man die Kleidung der Offiziers; die Kleidung der gemeinen Soldaten nennt man — eine Montur! — Genug, alles das gefiel mir so sehr, daß ich oft heimlich wünschte: wenn du doch auch Offizier wärest! Ich war ein munterer Knabe; oft sagte mir

daher

daher einer oder der andere von diesen Herren: Du mußt auch einmal Soldat werden! Sieh! da gehst Du mit uns zum Regiment, da geht's lustig zu, und besuchst dann wieder mit uns Deine Eltern! Potz tausend! wie wird Dir die Uniform und der Degen stehen! — Und nun setzte man mir wohl einen Uniform-Hut auf, oder man schnallte mir einen Degen um; da dünkte ich mich denn schon ein ganzer Mann zu seyn, und das machte, daß ich immer mehr und mehr Lust dazu bekam. Von nun an dachte ich an nichts weiter, als wie ich die Einwilligung meiner Eltern dazu erhalten könnte.

Fritz. Sie wollten also nicht, daß Sie Soldat würden?

v. E. Wenigstens wußte ich, daß Sie es lieber sähen, wenn ich studierte. Sie dachten freylich darin klüger als ich. Denn da sie kein großes Vermögen hatten, so sahen sie voraus, daß sie mich als Soldat nicht sehr würden unterstützen können, und daß ich also ein kümmerliches Leben würde führen müssen. Wenn ich aber studierte, so hatte ihnen ein weitläuftiger Verwandter versprochen, mir jährlich soviel zu geben, daß ich bequem davon leben könnte, so

 lange

lange ich auf Schulen und Universitäten seyn würde.

Fritz. Bekommt denn ein Offizier nicht auch soviel, daß er bequem davon leben kann?

v. E. Nein, lieber Kleiner! ein Offizier, wenn er nicht eignes Vermögen hat, kann, bis er nicht zum Hauptmann vorgerückt ist, unmöglich von seinem Traktement bequem leben. Ja, der gemeine Soldat kann mit seinen Paar Groschen Löhnung oft besser leben, als der Offizier.

Fritz. Aber der Gemeine bekommt ja täglich nur so wenig?

v. E. Und der Lieutenant hat eben nicht viel mehr. — Ueberdieß kann der Gemeine sich noch oft etwas verdienen, braucht nicht soviel Aufwand zu machen für Wäsche, Tisch und dergleichen. Der Offizier muß für alles dieses und noch mehr für Uniform, für Wohnung und Bedienung bezahlen.

Fritz. Aber endlich erlaubten es Ihre Eltern doch, uud Sie wurden Offizier?

v. E. Sie erlaubten es freylich, da sie sahen, daß alle ihre dringenden Vorstellungen vergeblich waren, — aber zu meinem großen Unglück. Denn leider hatte ich auch das un-

verstän-

verständige Vorurtheil, das vielleicht viele junge Leute haben mögen, daß ich glaubte, nun dürfe ich weiter nichts lernen.

Fritz wurde über und über roth, als er dies hörte; sein Lehrer bemerkte es und freute sich darüber, denn er sah es für ein gutes Zeichen an, daß sich Fritz noch schämen konnte, und hofte, die Erzählung des Herrn v. E. werde wohl etwas Gutes bey ihm bewirken.

v. E. Meine Eltern hatten mir bisher einen Lehrer gehalten; dieser suchte mich durch alle mögliche Mittel, durch Bitten, Ermahnungen und Vorstellungen zu überzeugen, daß ich unmöglich ein tauglicher Mensch werden könne, wenn ich mir nicht Mühe gäbe etwas Gründliches zu lernen. Er zeigte mir, daß besonders ein Offizier, wenn er brauchbar seyn wolle, viele Kenntnisse haben müsse; zeigte mir die unvermeidlichen Folgen der Unwissenheit — aber alles was er sagte, achtete ich nicht. Durch meine Unarten, die ich mir jetzt alle erlaubt hielt, und da er sahe, daß er mir nichts mehr nützen könne, brachte ich ihn so weit, daß er meine Eltern bat — ihm zu erlauben, in einer andern Familie die Stelle eines Lehrers anzunehmen.

Meine Eltern verlohren ihn ungern, denn er war noch der Einzige, der mich bisher von vielen Thorheiten zurückzuhalten gewußt hatte. Als er uns verließ, suchte er noch einmal mich von meinem großen Unrecht zu überzeugen; ich erinnere mich noch lebhaft seiner rührenden Ermahnungen; leider waren sie für mich verlohren! Er sagte mir mein trauriges Schicksal vorher — es ist nur allzu genau eingetroffen!

v. E. war so gerührt, als er dieß erzählte, daß er eine gute Zeit nicht weiter sprechen konnte; die Thränen traten ihm in die Augen — Fritz wurde ebenfalls dadurch gerührt.

v. E. fuhr nach einem Weilchen also fort: Ich will Ihnen nicht mit der Erzählung von allen den Thorheiten beschwerlich fallen, die ich von nun an begieng und mit denen ich alle die schöne Zeit verschwendete, die ich noch in dem Hause meiner Eltern zubrachte. Genug, ich war funfzehn Jahre alt, da ich beym Regimente als Fahnjunker, und einen Monat darauf als Fähndrich angestellt wurde.

Fritz. Ist denn ein Fahnjunker und ein Fähndrich nicht einerley?

v. E. Nein! ein Fahnjunker ist nur ein sogenannter Unteroffizier; ein Fähndrich hingegen

gen ist ein wirklicher Offizier, der unterste Lieutenant bey jeder Compagnie wird so genannt.

Die erste Zeit, da mir alles noch neu war und da mich alles Neue freute, gieng es vortrefflich. Freylich wollte mir das Exerciren, das ich lernen mußte, nicht recht schmecken; doch da ich Lust dazu zeigte, und da die Unteroffiziers, die mir das Exerciren lernen mußten, vorhersahen, daß ich bald Offizier werden würde, so giengen sie sehr gut mit mir um und erleichterten mir das Lernen gar sehr.

Der Obrist des Regiments, ein guter Freund meines Vaters, dem ich es vorzüglich zu danken hatte, daß ich sobald Offizier wurde, nahm sich meiner an; er versprach mir, wenn ich mich gut aufführen würde, für meine fernere Beförderung zu sorgen, und bat die Offiziers, mich als einen Freund zu behandeln. Im Anfange thaten dieß auch viele, allein leider nur so lange, als sie mich nicht hinlänglich kannten.

Sie können sich von selbst denken, daß ich als der unwissendste Mensch zum Regiment kam, der kaum seinen Nahmen leserlich schreiben konnte. Einen Brief zu schreiben — das war ich gar nicht im Stande; die bekanntesten Dinge waren mir fremd — von Geschichte

und Erdbeschreibung wußte ich gar nichts — ob Mathematik eine Stadt, ein Dorf oder eine Wissenschaft sey — das war mir eben so unbekannt, als irgend eine fremde Sprache. Französisch hatte ich angefangen zu lernen, aber es war alles wieder vergessen; meine Religion bestand in ein Paar Gebeten, die ich noch in meiner Kindheit gelernt hatte, und die ich nie verstand — Kurz, weder mein Verstand noch mein Herz waren gebildet! — und doch konnte ich mir einbilden, ich sey fähig genug eine Offiziersstelle zu behaupten! Doch bald mußte ich für meine thörichte Einbildung büßen!

Meine Unwissenheit blieb nicht lange unbemerkt, in kurzer Zeit war ich der Gegenstand des Spottes aller Offiziere und sogar aller meiner Untergebenen. Man machte mir die ungereimtesten Dinge weiß, und ich war so einfältig, jedem, der sich mit einer aufrichtigscheinenden Miene mir nahete, auf sein Wort zu glauben. Oft in den größten Gesellschaften fragte mich etwa dieser oder jener über etwas, was mir ein anderer kurz zuvor erzählt hatte; ich antwortete, was ich zu antworten wußte — und oft entstand ein allgemeines Gelächter darüber. Fragte ich, warum man lache? —

so hieß es: aber sie erzählen auch so drollicht, daß man sich todt lachen möchte! Ja, man suchte mich sogar zu überreden, daß man bey meinen witzigen Einfällen unmöglich kalt bleiben könne.

Hätte ich nur ein wenig Verstand gehabt, so würde ich leicht haben bemerken können, daß just nicht die Verständigsten sich über mich lustig machten; diese sahe ich oft verdrüßlich aus solchen Gesellschaften sich entfernen, oder mit Mitleiden die Achseln über mich zucken. Doch dieß Gespött war nicht das einzige, was ich zu dulden hatte; auch hielt es nur einige Zeit an, da man es bald satt wurde über meine Einfalt zu lachen.

Mehr Unannehmlichkeiten zog ich mir dadurch zu, daß ich häufig Fehler im Dienste begieng. Zum Theil waren freylich andere daran Schuld, die mir, wenn ich sie um dieß oder jenes fragte, gewöhnlich die verkehrtesten Antworten gaben; aber das mußte ich mir doch selbst zuschreiben, daß ich immer wieder nur solche fragte, die mich schon oft zu den größten Fehlern verleitet hatten.

Mein Hauptmann, ein sehr verständiger Mann, machte mir oft freundschaftliche Vor-

würfe

würfe darüber; aber just diesem trauete ich nicht, weil man mich beredet hatte, er sey mein Feind, er habe mich gleich Anfangs ungern zu seiner Compagnie genommen. Diese Erdichtung wurde mir um desto glaublicher, weil er mir sogar einigemal drohete: wenn ich nicht besser auf meinen Dienst Achtung gäbe, sich deßwegen bey dem Obersten zu beschweren.

Noch mehr Verdruß zog ich mir durch meine unbesonnene Wirthschaft zu. Meine Eltern hatten mir, als ich sie verließ, beynahe über ihr Vermögen, soviel an Geld mitgegeben, daß ich davon nicht nur alles, was ich sogleich brauchte, bezahlen, sondern auch einige Monate recht gut hätte leben können. Aber ich verstand so wenig mit Geld umzugehen, daß ich schon im ersten Monat alles ausgegeben hatte, ehe mir noch einmal einfiel, daß mein Geld alle werden könne. Und doch hatte ich nichts von alle dem bezahlt, was ich hätte bezahlen sollen.

Was sollte ich nun thun? Das wußte ich, daß ich von meinen Eltern sobald nichts wieder erwarten konnte. Ich hatte eine Uhr und ein Paar silberne Schnallen; meine sogenannten guten

guten Freunde riethen mir — ich solle sie versetzen?

Fritz. Verkaufen?

v. E. Nein! ich sollte mir von jemand Geld leihen, und ihm zur Sicherheit, daß ich das Geld wiederbezahlen wolle, Uhr und Schnallen unterdessen geben, daß nennt man versetzen, oder auf ein Pfand borgen.

Fritz. Und das thaten Sie auch?

v. E. Freylich mußte ich es wohl thun, aber das half mir wenig, denn der Schneider und Schuhmacher, denen ich schuldig war, mahnten mich täglich — ich brauchte selbst täglich Geld, und für Uhr und Schnallen bekam ich kaum soviel, daß ich, so wie ich wirthschaftete, kaum eine Woche davon leben konnte. Eben an dem Abende desselben Tages an welchem ich Uhr und Schnallen versetzt hatte, nahm mich einer meiner Freunde mit an einen Ort, wo gespielt wurde. Ich sahe ein Weilchen zu, sah wie besonders einer sehr viel gewann. Tausend! dachte ich, wenn du wüßtest, daß du glücklich wärest, da könntest du bald und auf eine leichte Art zu Gelde kommen.

Einer von den Mitspielenden schien mir es auf dem Gesicht abzulesen, was in mir vorgieng.

Er

Er fragte mich: Nun? wollen Sie nicht Ihr Glück auch einmal versuchen? Ich entschuldigte mich damit, daß ich sagte: ich verstehe das Spiel nicht; aber dem war bald abzuhelfen. Man erklärte mir die Bedeutung der verschiedenen Karten, und kurz — ich spielte mit.

Fritz. Ach! — und gewannen wohl?

v. E. Anfangs gieng es recht gut; ich gewann etwas und alle schrien über mich, daß ich so viel Glück im Spiele hätte. Leider währte die Freude nicht lange; das Blättchen wendete sich, und ich fieng an zu verlieren. Ein Offizier von einem andern Regimente, der dabey stand und zusahe, rieth mir aufzuhören zu spielen; aber ein anderer rief mir zu, ich solle mich nicht gleich abschrecken lassen, ich könne ja wieder gewinnen! — Und ich folgte dem Letztern, spielte weiter, ward, je mehr ich verlohr, je hitziger, fieng an zu schimpfen, man lachte über mich — ich spielte fort und verlohr alles.

Fritz. Ach, Sie armer Herr Lieutenant, und was machen Sie denn nun?

v. E. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchen Empfindungen ich nun von dem Spieltische abtreten mußte. So viel weiß ich, daß, als ich wieder auf meine Stube kam, mir die

Thrä-

Thränen in den Augen standen — ich hatte noch nicht zu Abend gegessen, und war eben im Begriff, mich hungerich zu Bette zu legen, als mein Aufwärter mir meldete: der Obrist habe zu mir geschickt, ich solle Morgen früh zu ihm kommen. Denken Sie sich, was ich für eine Nacht hatte! — Ohne einen Pfennig Geld, — voller Schulden, die ich gar keine Möglichkeit sahe, zu bezahlen — und ungewiß, ob ich nicht beym Obristen verklagt sey — war es wohl zu erwarten, daß ich ein Auge zuthun konnte?

Der Morgen traf mich noch wachend; ich kleidete mich an, und gieng zum Obristen. Er hatte meine ganze lüderliche Aufführung erfahren, so wie auch dieß, daß ich beym Regiment jedem zum Gespötte dienen müsse; er machte mir bittere Vorwürfe. Von ihm erfuhr ich, daß mein Vater gefährlich krank sey. Haben Sie den keine Nachrichten von Hause, fragte er mich? — Ich hatte einen Brief bekommen, aber da meine Mutter eine etwas unleserliche Hand schrieb, war er von mir nicht einmal gelesen worden — weil es mir schon schwer wurde, auch einen gut geschriebenen Brief zu lesen. —

Da ich nicht gleich antwortete, sagte mir der Oberste: lesen Sie diesen Brief, den Ihr Vater zuletzt an mich geschrieben hat, und schämen Sie sich, ein so unwürdiger Sohn eines so braven Vaters zu seyn!

Ich nahm den Brief, las, aber es gieng sehr langsam. Können Sie denn nicht lesen? fragte der Obrist, — lesen Sie doch einmal laut!

Nun entdeckte er meine Schwäche; er prüfte mich in mehrern Dingen, und wurde äußerst unwillig, als er mich so gar sehr unwissend fand. — Sagen Sie mir um Gottes Willen, junger Mensch! wie konnten Sie glauben, daß Sie zu einem Offizier taugten? Glauben Sie etwa, daß die Uniform schon den Offizier macht? oder daß nichts weiter dazu gehört, als halt! und marsch! schreyen zu können? — Wer soll es wagen, Ihnen einen Mann, geschweige ein ganzes Commando anzuvertrauen? Und just diesen Monat wird Sie es treffen, daß Ablösungscommando nach S... zu führen!

Er prüfte mich nun wieder, wie ich dächte mich dabey zu benehmen? Ich wußte nichts. Unter andern fragte er mich, wie ich zum Bey-

spiel

spiel, den Schein einrichten würde, den ich würde ausstellen müssen, daß ich von der Bürgerschaft in S. alles richtig abgeliefert erhalten hätte? Hier, sagte er, und wieß mich an seinen Schreibetisch, setzen Sie sich hin, und schreiben Sie mir einmal zur Probe einen solchen Schein!

Ich dachte, ich sollte vergehen, als ich mich dahin setzen mußte; ohne etwas zu sagen, setzte ich mich aber, nahm die Feder — wollte nun schreiben, aber — und wenn ich mir die Stirne aufgerieben und alle Finger abgebissen hätte — ich konnte keinen Anfang finden. Der Obriste sah' mich immer von der Seite an — er gieng vor Ungedult bald ans Fenster, bald auf, bald ab — Nun? fragte er — sind Sie bald fertig? —

Jetzt fiel mir eine Quittung ein, die ich diese Tage über hatte lesen hören; man hatte sie lächerlich gemacht — ich verstand aber nicht worin das Lächerliche bestehe — genug, sie mußte mir jetzt zum Muster dienen — ich schrieb — Gott sey dank, hörte ich den Obristen vor sich sprechen. — Endlich war ich fertig. Der Obriste nahm das Blatt in die Hand und — auf seinem Gesichte las ich deutlich wie Unwille und

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Verachtung mit einem eben so beschämenden Mitleiden abwechselten.

Das ist sehr traurig, sagte er endlich, wahrlich Sie sind zu bedauren, noch mehr aber bedaure ich Ihren armen Vater. Unmöglich wußte er, daß sein Sohn ein so ganz untauglicher Mensch sey, sonst hätte er Sie unmöglich so an mich empfehlen können, als er gethan hat. So unwissend und so —

Ein Bedienter, der einen gewissen Lieutenant L. meldete, unterbrach ihn und befreyete mich zugleich von der Fortsetzung, einer mich so sehr beschämenden Untersuchung. Gehen Sie jetzt — sagte er mir noch, aber denken Sie, daß ich Sie nun kenne, und daß ich genau auf Sie Acht haben werde. Beßern Sie sich nicht, sind Sie nicht fleißig, um das was Ihnen fehlt nachzuholen — so bin ich genöthigt, Ihrem Vater den Rath zu geben, Sie je eher, je lieber wieder auf's Gut zu nehmen. Hier sind Sie durchaus nicht an Ihrem rechten Orte.

Ich verließ das Zimmer und das Haus des Obristen, fast ohne zu wissen, ob das, was ich alles gehört hatte, ein Traum, oder Wahrheit sey. Wenigstens irrte ich, wie

ein Träumender einige Straßen durch, und würde vielleicht lange noch umhergeschweift seyn, hätte mich nicht ein Bekannter gerufen. Ich sahe mich nach ihm um; es war derselbe, der mich, des Tages vorher, in das Haus führte, wo ich mein ganzes Geld im Spiele verlohren hatte: Willst du mit mir frühstücken? — fragte er. Jetzt fühlte ich erst, daß ich hungerte. Beynahe hätte ich seine Einladung nicht angenommen — doch da ich nicht wußte, wo ich etwas zu essen hernehmen sollte, gieng ich zu ihm.

In wenig Augenblicken hatte ich ihm meine ganze gehabte Unterredung, mit dem Obristen, mitgetheilt. Anstatt mich zu beklagen, lachte er mich aus. Ich mußte ihm wohl mehr als dreymal, das was ich geschrieben hatte, wiederholen; ich Einfältiger bemerkte nicht, daß er es darum that, um es sich desto besser zu merken.

Gesättigt, aber voller Unruhe darüber, was aus mir werden würde, gieng ich nach Hause. Vor Langeweile schlief ich bis gegen Abend. Es fiel mir ein, daß mir jemand gesagt hatte, in einem gewissen Hause wo gespeiset werde, brauche man nur erst zu Ende jeden Monats zu bezahlen.

zahlen. Dahin gieng ich jetzt, ich wußte daß ich da viele Offiziers treffen würde. —

Kaum trat ich in das Speisezimmer, so erhub sich ein lautes Gelächter. Ich erkundigte mich nach der Ursache; kein Mensch wollte mir sie sagen. Endlich hörte ich, bald diesen, bald jenen, mit verstellter Stimme, gewisse Ausdrücke hersagen, die ich in dem Scheine gebraucht hatte, den ich beym Obristen hatte schreiben müssen; ja ich sahe sogar ein Blatt in den Händen derer herum gehen, die mitspeiseten, das ich sehr bald als eine Abschrift meines Scheins erkannte. — Einer meiner Bekannten rieth mir, es mir zeigen zu lassen — und wenn es wirklich das wäre, wofür ich es hielte, von dem Genugthuung zu fordern, der es, mich zu beschimpfen, hierher gebracht hätte.

Ich wollte Anfangs nicht, denn ich sahe die Folgen vorher, allein man ließ mir keine Ruhe — ich stand auf, ließ mir es geben — und fand wirklich, was ich vermuthet hatte; nur, um mich noch lächerlicher zu machen, hatte man noch mehr Zusätze gemacht, und anstatt meines Namens — einen beschimpfenden Thiernamen darunter gesetzt.

Wer hat dies geschrieben? fragte ich, indem ich vor Aerger und Schaam am ganzen Leibe zitterte. — Lesen Sie doch die Unterschrift, antwortete mir einer.

Es sey, wer es sey, schrie ich jetzt, fast ausser mir, er ist ein Schurke der ein Paar Ohrfeigen verdient.

Einfältiger Mensch! — sagte mir derselbe, bey dem ich des Morgens gefrühstückt hatte, indem er sich mit einer verächtlichen Miene zu mir wendete. Er saß mir ziemlich so nahe, daß ich ihn erreichen konnte. —

Sie also sind's? redete ich ihn hastig an, trat näher auf ihn zu; aber ehe ich noch den Schritt gethan hatte, war er vom Stuhle aufgesprungen, schlug mich mit der Serviette in's Gesicht, und da ich ihm nun wirklich eine Ohrfeige geben wollte, hielt man mir die Hand zurück, indem man mir sagte: hier sey der Ort nicht sich zu schlagen; hätte ich etwas gegen den Lieutenant, so möchte ich das vor dem Stadtthore abthun.

Nun konnte ich nicht zurück — ich mußte mich entweder schlagen, oder beschimpft bleiben. Sie wissen, daß ein Offizier, zwischen diesen zwey Uebeln keine Wahl hat — ich foderte also

den Offizier heraus, der mich nun doppelt beleidigt hatte, und er — nahm es mit lachendem Muthe an.

Fritz. Ich weiß nicht ob ich Sie recht verstanden habe; nicht wahr, sie foderten den Offizier hinaus vor die Stadt, um sich da mit ihm zu duelliren?

v. E. Ganz recht!

Fritz. Aber da konnte er sie ja eben so gut verwunden, als Sie ihn! Und Sie hatten ihn ja nicht beleidigt! Wenn Sie ihn doch lieber verklagt hätten! —

v. E. Das geht nicht, lieber Kleiner! Freylich wäre es billiger gewesen; aber unter Offizieren werden Beleidigungen jedesmal durch das Duell abgethan. Wer sich davon ausschliessen wollte, der würde sich sehr beschimpfen; alle würden ihn für einen ehrlosen feigen Menschen halten, mit dem Niemand umgehen würde.

Fritz. Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbrochen habe — hier sind wir auf der Schäferey — Sie sind so gütig und erzählen uns auf dem Rückwege vollends Ihre Geschichte. —

V. E. hatte sich nun die Wolle besehen, er kehrte mit Fritz und seinen Lehrer wieder zurück; kaum

kaum waren sie einige Schritte von der Schäferey entfernt, so bat Fritz, daß der Lieutenant seine Geschichte fortsetzen möchte.

Sie wissen, sagte dieser, daß ich nun ein Duell unmöglich vermeiden konnte. Da es an demselben Tage, wo die Veranlassung dazu gegeben wurde, schon zu dunkel war, so mußte es bis auf den folgenden Morgen verschoben werden.

Der Offizier, der bey Tische neben mir gesessen und mich besonders ermuntert hatte, mir das in aller Händen herumlaufende Blatt geben zu lassen, erbot sich von selbst, mich zum Duell zu begleiten; denn sowohl dieser, als alle übrige erwarteten einen großen Spaß.

Ich hatte zwar ein wenig das Fechten gelernt, aber bisher hatte ich immer nur zum Scherz mit Rappieren gefochten.

Fritz. Was sind denn Rappiere?

v. E. Es sind eine Art Degen, aber ohne Schneide, und die statt der Spitzen, oben ein Knöpfchen haben, damit man sich keinen Schaden mit ihnen zufügen kann. — Das Herz klopfte mir daher gewaltig, als ich zu Hause auf meiner Stube allein überdachte, was ich den Morgen darauf vorhätte. Der Obrist fiel

mir wieder ein; ich wußte es, daß er ein abgesagter Feind aller solcher Schlägereyen war; wußte sogar, daß schon ein Offizier, der sich einigemal geschlagen hatte, vorzüglich deswegen vom Regiment gekommen war, und doch sahe ich keine Möglichkeit vor mir, dem Duell auszuweichen.

Der Morgen brach an, unter bangem Herzklopfen gieng ich, in Begleitung des vorhin gedachten Offiziers, an den bestimmten Ort. Mein Gegner erwartete mich schon, mehr als zehen andere hatten sich auch an dem Orte eingefunden; wir schlugen uns, und hier — (indem er mit der Linken, seinen rechten Arm hin und her schleuderte) — sehen Sie die Folgen dieses unglücklichen Duells!

Fritz (der ihn an dem rechten Arme faßte) — Ach! — das habe ich ja gar noch nicht bemerkt — er ist ja ganz steif? —

Lehrer. Unstreitig sind Sie unglücklich geheilt worden,

v. E. Der Regimentsfeldscheer war ein geschickter Mann und hat keinen Fleiß gespart; er sagte mir es aber gleich vorher, daß ich einen steifen Arm behalten würde.

Fritz. Wo sind Sie denn hingestochen worden?

v. E. Ich lief selbst in den Degen, weil ich unvorsichtig auf meinen Gegner eindrang, und ihn auch wirklich, indem ich mich verwundete, einen Stich in die rechte Seite beybrachte. Der Stich, den ich empfieng, drang hier herein, (er zeigte an das Gelenke des rechten Arms, just auf die Stelle, wo man zur Ader zu lassen pflegt,) und da ich stark mit dem Körper vorwärts fiel, so wurde mir beynahe das ganze Fleisch vom Knochen abgelößt. —

Fritz schüttelte sich vor Entsetzen — das muß sehr geschmerzt haben!

v. E. Es ward mir freylich nicht wohl dabey, zumal da ich auch meinen Gegner stark bluten sahe. Alle sprangen nun herbey und untersuchten unsere Wunden. Jetzt konnte ich deutlich bemerken, daß sie das nicht erwartet hatten; man sprach heimlich — endlich kamen sie gemeinschaftlich zu mir, versicherten mich, daß ich mich brav gehalten hätte, aber ich müßte durchaus verschweigen, wie ich zu meiner Wunde gekommen sey: Sagen Sie, Sie seyn von einem Pferde geschlagen worden. Ich dachte jetzt an den Obristen, an meine Eltern; mir

mußte selbst daran gelegen seyn, daß das Duell verschwiegen blieb; ich versprach alles, was man wollte.

Man führte mich und meinen gewesenen Gegner, mit dem ich mich zuvor versöhnen mußte, in ein nahe gelegenes Gartenhaus; hierher wurde der Regimentsfeldscheer, weil er just in der Nähe wohnte, geholet, und da er mich verband, versicherte er mich sogleich, daß ich Zeitlebens einen steifen Arm behalten würde!

Kaum war ich in meiner Wohnung wieder angekommen, so schickte der Obrist und ließ mir sagen, so bald als möglich zu ihm zu kommen. — Ich mußte ihm nothwendig die Unwahrheit zurück sagen lassen, ich sey von einem Pferde geschlagen worden und könne nicht ausgehen. In einer halben Stunde darauf erhielt ich ein Billet von ihm, worin er mir sagte:

Er wisse alles, was vorgegangen sey, er wolle aber, um meines Vaters willen thun, als sey ihm alles unbekannt geblieben; mein Vater sey plötzlich gefährlicher krank worden, er wünsche mich noch einmal zu sehen, und habe deswegen um Urlaub für mich gebeten. Ich könne also, wenn es meine Wunde verstatte, sogleich heute zu ihm reisen, aber als Freund müsse er mir

rathen

rathen — meinen Vater dahin zu vermögen, daß er mir erlaube, — auf immer bey ihm zu bleiben. Würde ich seinem Rathe folgen, so wolle er selbst meine Schulden für mich bezahlen. Noch sagte er darin, daß er eben dies schon meinem Vater geschrieben habe.

War es die Nachricht von meines Vaters Gefahr, oder der Rath des Obristen, oder war es meine Schwäche, die ich mir durch den Verlust einer großen Menge Blutes zugezogen hatte — ehe ich noch diesen Brief gelesen hatte, fiel ich ohnmächtig nieder. Ich beschädigte meinen Arm dadurch auf's Neue, denn ich fiel darauf; — als ich erwachte, sah ich mich, von den Regimentsfeldscheer und mehrern Offiziers umgeben. Sie mußten das Billet des Obristen gelesen haben, denn es erbot sich sogleich einer, in meinem Namen zu ihm zu gehen, und ihm alles zu sagen, was nöthig wäre.

Der Regimentsfeldscheer sagte mir, daß ich unter acht Tagen unmöglich an eine Reise denken könne; ich ließ mir alles gefallen, denn ich war so schwach, daß ich kaum sprechen konnte. Einer der Offiziere gieng zum Obristen, auf aller Zureden, ließ ich ihm sagen, daß mich seine Gnade rühre und daß ich mich in Zukunft der-

selben

selben würdig zu machen suchen wolle; in acht Tagen könne ich erst zu meinem Vater ꝛc.

Während dieser Zeit bekam ich täglich von dem Obristen was ich nur brauchte; ehe sie um war, erfuhr ich, daß der Obrist zu einem andern Regiment versetzt werden würde. Am zehnten Tage glaubte endlich der Regimentsfeldscheer, daß ich das Fahren würde vertragen können — ich reißte also ab — der Obriste hatte mich des Tages vorher selbst besucht, und mir noch einmal die beweglichsten Vorstellungen gethan, ja lieber bey meinen Eltern zu bleiben, und im Fall mein Vater nicht wieder aufkommen sollte, meine Mutter zu unterstützen. Denken Sie, daß ich Ihnen in Zukunft nicht mehr nützlich seyn kann! Als Offizier werden Sie nie ein großes Glück machen; bleiben Sie bey Ihren Eltern so können Sie diesen doch noch nützlich werden. Folgen Sie dem Rathe eines Freundes, es wird Sie nicht gereuen. — Unter solchen Ermahnungen verließ er mich — er hatte meine Schulden schon bezahlt!

Fritz. Es muß doch ein guter Mann gewesen seyn.

v. E. Wohl war er es, leider begriff ich es aber damals noch nicht. Ich wußte es ihm

bey-

beynahe keinen Dank, daß er sich meiner so annahm; wie wohl ich einsahe, daß ich doch endlich seinen Rath würde befolgen müssen. Ich traf des folgenden Tages meinen Vater äusserst schlecht — erst Abends wagte es meine Mutter, mich zu ihm zu führen. — Der Obrist hatte ihm von allem Nachricht gegeben, was mit mir vorgegangen war, und doch schien er zu erschrecken, als er mich den Arm in der Binde tragen sahe. — Ich stand lange vor ihm, ohne ein Wort zu sprechen, er schwieg ebenfalls, meine Mutter saß weinend neben mir. — Endlich sagte mein Vater mit schwacher Stimme: ließ dort, was auf dem Tische liegt — es war eine Antwort an den Obristen — worin er um meinen Abschied bat. — Als ich gelesen hatte, sagte er: Ich sahe das vorher, du wolltest dir nicht rathen lassen, du kannst nicht beym Regiment bleiben, nun vollends, da du gewiß ein Krüppel bleiben wirst — ich werde bald ausgelitten haben, bedenke daß du von nun an für deine Mutter sorgen mußt, bleib bey ihr, stehe ihr bey — das Schluchzen meiner Mutter und seine eigne Schwäche verhinderten ihn weiter zu reden. (v. E. wischte sich eine Thräne aus dem Auge.)

Drey Tage noch lebte mein Vater, täglich wiederholte er mir dieselben Bitten und Ermahnungen; — jetzt erfuhr ich erst unsere geringen Vermögensumstände. — Unser Gut war nicht groß, mein Vater hatte es mit vielen Schulden übernommen, viele Unglücksfälle hatten es ihm unmöglich gemacht, die Schulden zu bezahlen; ja er hatte, nur vor weniger Zeit, neue Schulden machen müssen, da bey einem entstandenen Feuer unser Wohnhaus, Scheunen und Ställe niederbrannten, und alles wieder neu aufgebaut worden war.

Der Kummer über seinen Tod griff meine Mutter so sehr an, daß sie von der Zeit an, bettlägerig wurde. Ich sollte nun die ganze Wirthschaft übernehmen, da ich selbst noch, wegen meines Armes, mich kaum bewegen durfte, denn dem Verwalter, den mein Vater schon den Abschied gegeben hatte, ehe er starb, konnten wir nicht trauen. — Es konnte nicht fehlen daß vieles schlecht besorgt wurde. — Ehe noch vier Wochen um waren, war unsre üble Lage bekannt, die Schuldner meldeten sich, kein Mensch wollte mir, einem jungen, unerfahrnen, und als liederlich berufenen Menschen trauen —

unsere

unsere Verwandten nahmen sich unser nicht an — wir mußten das Gut verkaufen.

Eben waren wir im Begriff das Gut zu verlassen, als auch meine Mutter starb. Sie hatte kurz zuvor an eine alte Freundin geschrieben, zu der sie sich begeben wollte, ich sollte sie dorthin begleiten — jetzt wußte ich nicht, ob ich von ihr auch so willig aufgenommen werden würde, doch reißte ich dahin. Sie nahm mich gern auf, ich lebte beynahe zwey Jahre auf ihrem Gute und half ihr, so gut ich konnte, ihre Wirthschaft besorgen. Doch endlich gefiel mir das eingezogene Leben nicht mehr, ich ließ mich von einem benachbarten Gutsbesitzer bereden, auf seinem Gute zu wohnen. Hier war freylich mehr Abwechselung für mich, aber ich merkte bald, daß er mich nur darum zu sich gelockt hatte, um jemand zu haben, den er zum Narren haben könnte. Ich diente seinen Gästen und ihm täglich zu dem Gegenstande, über den gelacht werden konnte.

Aufgebracht über diese schlechte Behandlung verließ ich ihn eines Tages — ohne genau zu wissen wohin? Die Freundin meiner Mutter hatte ich beleidigt, da ich so undankbar gewesen war, mich wider Willen von ihr zu einer Zeit

zu entfernen, wo ihr meine Hülfe just sehr nöthig war. Zu ihr wagte ich es nicht wieder zu gehen. Ich wußte daß einige Meilen von dem Orte, wo ich bis jetzt gewesen war, ein andrer Verwandter von mir, ein Gut hatte, allein theils hatte ich nicht Geld genug, um die Reise dahin zu unternehmen, theils wußte ich nicht, ob ich ihm willkommen seyn würde. Die Noth zwang mich endlich doch die Reise zu ihm anzutreten. In dem Hause dieses Mannes fühlte ich aber bald, wie drückend es sey das Gnadenbrod zu essen. Er duldete mich zwar, allein seine Gemahlin und übrigen Hausfreunde machten mir bald den Aufenthalt bey ihm so zuwider, daß ich ihn noch vor einem halben Jahre verließ.

Neun Jahre lang lebte ich so, unstet und flüchtig, blos von der sogenannten Gnade meiner Verwandten und Freunde. Ich wünsche keinem Menschen nur ein Jahr so zu leben! Nach so langer Zeit erst wurde entschieden, ob ich von dem Nachlasse meiner Eltern etwas erhalten würde oder nicht. Eben als ich wieder einen Verwandten verlassen wollte, um zu einem andern zu gehen, erhielt ich einen Besuch von einem alten Freunde meines Vaters, der mir die

die Nachricht brachte, daß ich gegen 300 Rthl. Erbe ausgezahlt erhalten würde.

Lange schon hatte mich dieser wackere Mann zu sich eingeladen; aber immer noch war ich zu stolz gewesen, seine großmüthigen Anerbietungen anzunehmen — weil er blos ein Bürgerlicher war. Jetzt kam er selbst, um noch einmal zu versuchen, ob er mich dazu bewegen könnte, bey ihm zu leben. Es ist der Wollhändler bey dem ich jetzt nun schon das zwölfte Jahr ein sehr zufriednes Leben führe. Er kam just zur rechten Zeit, da ich des traurigen Lebens, das ich bisher geführt hatte, übersatt war; seine herzliche Beredsamkeit brachte mich bald dahin wohin er mich wollte. Ich überließ ihm mein kleines Vermögen; dafür bin ich bei ihm wie sein Sohn, der ein eben so wackrer Mann als er der Vater ist.

Hundert andere, die so wie ich, ihre Jugend mit Spielen und Müßiggehen unbesonnen hinbrachten, haben vielleicht nicht einmal ein so gutes Schicksal, als ich erfahren mußte — viele richten als Offiziers ihr Vermögen und ihre Gesundheit ganz zu Grunde, noch ehe sie einmal wissen was leben heiße, und büßen so, oft schrecklich genug die Lust zum Soldatenleben.

Sie würden brauchbare, nützliche und glückliche Menschen geworden seyn, hätten sie einen andern Stand erwählt, oder hätten sie wenigstens in ihrer Jugend ihren Verstand und ihr Herz mit Fleiß auszubilden gesucht. —

O mein lieber kleiner Freund, redete er Fritzen an, indem er ihn zugleich bei der Hand faßte, — sollten Sie ja auch Neigung zum Soldatenleben haben, so benutzen Sie die schönen Jahre, die Sie in dem Hause Ihrer Eltern und unter den Augen eines guten und verständigen Lehrers noch zubringen werden Sie würden sich einst doppelt bittere Vorwürfe machen müssen, wenn Sie die vortreffliche Gelegenheit versäumten, so viel zu lernen, als sie nur immer können; man kann alles mit Geld kaufen, nur nicht die Zeit, die man mit Spielen und Müßiggehen verdarb, nur nicht die Achtung guter und verständiger Menschen!

v. E. endete hier seine Geschichte, Fritz gieng still neben ihm her, sein Lehrer machte noch verschiedene gute Bemerkungen, die er leicht auf sich anwenden konnte — so kamen sie wieder auf das Gut zurück. Der Lieutenant sprach nun mit Fritzens Onkel wegen der Wolle, er

wurde bald mit ihm einig wegen des Preises und kurze Zeit darauf reiste er weiter.

Abends bey Tische kam das Gespräch wieder auf den Lieutenant, Fritz erzählte seine Geschichte; sein Vater und sein Onkel erzählten ihm mehrere Beispiele junger Leute, die aus eben den Ursachen wie v. E. noch weit unglücklicher geworden waren. Als er hierauf mit seinem Lehrer auf seine Stube kam, sah ihn dieser an, daß er etwas auf dem Herzen habe; er vermuthete, was es sey und gab Fritzen Veranlassung, sich ihm offenherzig zu entdecken. — Er gestand ihm, was der Lehrer freylich schon wußte, daß er wirklich auch so gedacht habe, wie der Lieutenant v. E. er sey aber nun überzeugt, daß er sehr thöricht gedacht habe, und von nun an gewiß jede Gelegenheit benutzen wolle, recht gut und geschickt zu werden.

Der Lehrer wünschte ihm herzlich Glück zu seinem verständigen Entschluße und versprach ihm nicht nur, sich alle Mühe zu geben ihm das Lernen leicht und angenehm zu machen, sondern sagte ihm auch vorher, daß er sehr bald durch tausendfaches Vergnügen für seine Mühe und Fleiß belohnt werden würde. Denken Sie nur, welche Freude Sie dadurch Ihren guten Eltern,

Ihren Freunden und besonders auch mir machen werden — alle werden sich bemühen Ihnen wieder Freude zu machen. Sehen Sie, wie von allen die ihn kennen, Ihr würdiger Vater geschätzt und geliebt wird — und warum? Nicht wahr wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse, wegen seines treflich gebildeten Verstandes und Herzens. Wie vielen wurde er dadurch nicht schon nützlich, wie viele dankten ihm schon unter Freudenthränen, für einen guten Rath, den er ihnen ertheilte — wie geehrt und geachtet ist er nicht von den Fürsten und von allen, die mit ihm, wegen seines Amtes in Verbindung stehen. Denken Sie sich nur die Freude — einem Menschen wirklich nützlich zu seyn, einen glücklich zu machen — geschweige so vielen zu helfen und zu nützen, als Ihr würdiger Vater es konnte und täglich kann! — Mögen Sie doch Soldat werden wollen, aber nur bleiben Sie bey Ihrem guten Vorsatze, lernen Sie alles und so viel Sie können; — Sie werden einst jedem danken, der Sie dazu ermunterte.

Fritzens Entschluß, sich ganz zu bessern, war ernsthaft gefaßt worden, denn er führte ihn gewissenhaft aus. Er lernte mit Fleiß und sehr bald mit wahrem Vergnügen, wie das immer

gehen pflegt. Es war wirklich lange sein Wille, Soldat zu werden, aber bald machte ihm die Erlernung nützlicher Wissenschaften und die Aussicht, einst durch seine Geschicklichkeit recht vielen nützlich zu werden, so abgeneigt von diesem Vorsatze seiner Kindheit, daß er nun in allem Ernst seinen Eltern den Wunsch entdeckte — fort zu studieren.

Seine Eltern freuten sich darüber, er bezog in seinem zwölften Jahre ein Gymnasium, und einige Jahre darauf, als ein geschickter junger Mann, eine Universität. Hier bildete er sich vortreflich aus und ist jetzt in einem wichtigen Amte angestellt, das er mit Ehren verwaltet und wo er schon in reichem Maße den Lohn des Fleißes seiner Jugend einärndtet.

Das belohnte Mitleiden.

Der Major v. A. lebte, nach dem Tode seiner Gemahlin, in Gesellschaft seiner beyden Kinder, Emilien und Moritz, auf seinem Landgute. Weil er aber hier seiner Tochter nicht die Erziehung geben konnte, wie er wünschte, so that er sie in eine benachbarte Stadt, in eine weibliche Erziehungsanstalt, die ihm

 von

von einer Freundin war empfohlen worden. Emilie besuchte jährlich einigemal ihren Vater und Bruder, der immer eine große Freude hatte, sie bey sich zu sehen. Moritz nahm sie dann bey der Hand und führte sie überall herum und zeigte ihr, wo etwa eine Veränderung geschehen war und Emilie mußte ihm dafür erzählen, was sie in der Stadt mache, wie es ihr da gehe, womit sie sich beschäftige und vergnüge.

Es war just in der schönsten Jahreszeit, als Emilie einmal einen solchen Besuch machte; wie gewöhnlich führte sie Moritz in dem Garten und in einem nahe gelegenen kleinem Wäldchen herum, in welchem einige sehr reizende Spaziergänge angelegt worden waren. Moritzens Lehrer hatte sie hieher begleitet, aber die Kleinen liefen immer vor ihm her, weil Moritz gern der Erste zu seyn wünschte, der seiner Schwester die neuen Anlagen zeigte.

Von diesem Wäldchen konnte man, auf der gewöhnlichen Landstraße, die bey dem Gute des Major vorbey gieng, in kürzerer Zeit wieder in das Wohnhaus zurükkommen. Emilie bat ihren Bruder auf dem Rückwege, diesen kürzern Weg zu gehen, weil sie, wie sie sagte, von der Reise zu müde wäre, den langen Spaziergang

noch einmal rückwärts zu machen. Moritz bedauerte es, denn er hatte ihr noch mancherley zu zeigen, das er auf dem Herwege flüchtig übersprungen war, doch gab er seiner Schwester willig nach.

Sie mochten ungefehr ein hundert Schritte auf der Landstraße fortgegangen seyn, da sahen sie, in einem der Graben, die an beyden Seiten der Straße hinliefen, einen Mann sitzen. Es schien ein Soldat zu seyn.

Ach! rief Emilie ängstlich, das ist gewiß ein alter besoffener Bettler, der nicht weiter hat kommen können — geschwind Moritz, mache, daß wir bey ihm vorbey kommen — und nun wollte sie gleich queer über das Feld nach dem Hause zu laufen.

Ihr Bruder hielt sie zurück: Wie kannst du dir nun gleich so etwas einbilden. Er kann ja auch nur müde seyn, und ruhet vielleicht nur ein wenig aus — komm doch nur bey ihm vorbey, er wird uns ja nicht gleich etwas zu Leide thun. — Vielleicht fehlt ihm auch gar etwas — sieh nur wie er so krank aussieht, — warte ich will ihn fragen. —

Emilie. Ach! warum nicht gar — ja siehst du, wenn du das thust, ich gehe in meinem Leben nicht wieder mit dir spazieren.

Moritz verwunderte sich sehr über seine Schwester; sie war sonst nicht so gewesen, sie hatte mit ihm, zumal da ihre Mutter noch lebte, oft vielen Armen die kleinen Gaben, die sie erhielten, selbst in die Hände gegeben, und jetzt — Sieh nur aber, Emilchen, der arme Mann sieht ja gar nicht so aus, als ob er uns etwas thun würde —

Emilie. Aber sieh nur seinen alten schmutzigen Kittel, wer weiß was da für Ungeziefer daran herumkriecht — pfuy! ich mag ihn gar nicht ansehen.

Als sie dem Armen nahe kamen, zog er seinen Hut ab und sagte mit schwacher Stimme: Liebe junge Herrschaft — seyn Sie doch so barmherzig und schaffen Sie einem alten, kranken Manne einen einzigen Trunk frisches Wasser —

Ach! ich dächte lieber gar, ein Glas Limonade, sagte Emilie vor sich hin — komm Moritz, Papa wartet auf uns! —

Moritz konnte nicht bey dem Armen vorbey gehen, sein gutes Herz zog ihn gleichsam mit

walt zu ihm hin. Er hatte ihn, im Näherkommen genauer angesehen, und fand bey weitem nicht, daß er so schmutzig wäre, wohl aber daß er sehr blaß und krank aussehe. Warte doch nur einen einzigen Augenblick, liebes Emilchen, rief er ihr nach — Aber Emilie rief einen kleinen schmutzigen Hund, der mit ihnen gelaufen war, an sich — und gieng mit schnellen Schritten, ohne auf ihren Bruder zu warten, nach dem Hause zu.

Nur einen einzigen Trunk frisches Wasser, seufzte der Arme, ach! lieber junger Herr, thun Sie einem armen alten Manne diesen Liebesdienst.

Moritz. (der nun näher zu dem Armen hintrat) Will er nicht lieber mit mir da in das Haus gehen, lieber Mann? Vielleicht hungert ihn auch.

Armer. Ach! ich bin nicht im Stande einen Schritt weiter zu gehen; ich bin heute weit gegangen, und wollte gern noch weiter, aber wie ich hieher kam — da wurde mir nicht wohl und da mußt' ich mich vor Mattikeit niedersetzen — ich habe heute noch nichts weder gegessen noch getrunken; wenn Sie mir nur erst ein

wenig Wasser verschaffen könnten, es würde mich schon genug stärken.

Moritz. Nun, das will ich ihm gleich bringen — ich bin gleich wieder da! — und so lief Moritz so schnell, daß er seine Schwester bald einholete. Sie rief ihm nach, aber Moritz sagte ihr nur im Vorbeylaufen ich komme gleich wieder!

Der Major A. stand am Fenster und sahe Moritzen allein gelaufen kommen: warum kommst du allein? fragte er seinen Sohn.

Moritz. Emilchen kommt gleich hinter mir drein — und nun erzählte er ihm kurz, warum er so schnell laufe. —

Der Vater hieß ihn zu sich kommen, gab ihm selbst ein Glas und eine Flasche Wasser, die gleich da stand und drückte noch etwas Citronensaft hinein. — Moritz lief nun schnell wieder zu dem Armen zurück. Als er bey ihm ankam, sahe er in einiger Entfernung seinen Lehrer — erst schenkte er dem Armen ein Glas Wasser ein, rieth ihm, langsam zu trinken, — der Arme nickte ihm freundlich zu — und nun gieng er dem Lehrer entgegen.

Dieser freute sich, als er hörte, was Moritz gethan hatte und trat nun mit ihm zu dem

Armen hin, der wie neugebohren, durch den erquickenden Trunk, Moritzen herzlich dankte.

Der Lehrer grüßte ihn: Er hat wohl lange als Soldat gedient? redete er ihn dann an.

Armer. Ja, lieber Herr, so lange es gieng, aber nun bin ich stumpf geworden; da hat man mir den Abschied gegeben und nun wollte ich zu einer Schwester, die etwa noch ein Paar Meilen von hier ein kleines Häußchen hat, — aber ich mag mich ein Bißchen zu sehr im Gehen angegriffen haben, da konnt' ich denn nicht weiter —

Moritz. Wie lange hat er wohl gedient?

Armer. Acht und vierzig Jahr, lieber junger Herr, ja und habe mancherley Gutes und Böses erfahren, aber Gott sey dank, bin immer gesund gesund.

Lehrer. Das ist ein großes Glück! Da hat er wohl den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht.

Armer. Ach! ja wohl — und den Schlesischen obendrein.

Lehrer. Bey welchem Regimente hat er denn gestanden?

Armer. Ach! lieber Herr, ich habe wohl in sechs Regimentern gedient, bey Freund und Feind, aber die längste Zeit habe ich bey dem B — schen Regimente gestanden.

Lehrer.

Lehrer. Bey dem B — schen Regimente?

Moritz. Je, das ist ja das, wo Papa — (der Lehrer winkte Moritzen, nichts davon zu sagen, es war als ob ihm etwas ahndete.)

Armer. Ja, bey diesem Regimente, habe ich den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht, nur etwa ein halbes Jahr ausgenommen, das war aber just zu Ausgange des Krieges, da wurde unser Regiment einmal stark mitgenommen und ich wurde mit noch mehrern gefangen gemacht. Wie wir denn nach dem Frieden wieder ausgewechselt wurden, kam ich wieder zu einem andern —

Lehrer. Wie hieß der Ort, wo er gefangen gemacht wurde?

Armer. Das war bey M. Anno 62. — Ja das war ein heißer Tag, obgleich ein tiefer Schnee lag —

Lehrer. Er ist also hier in der Nähe her?

Armer. Nein, meine Schwester wohnt nur hier in der Gegend, sie hat hieher geheyrathet, ich bin eigentlich aus Culmendorf gebürtig —

Lehrer. Aus Culmendorf? — Da bin ich ein wenig bekannt; wie heißt er denn?

Armer. Ja, Sie werden meinen Nahmen dort, wohl nie gehört haben. Meine Eltern

starben zeitig weg, und meine Schwester und ich mußten dann unter die Leute, um uns unser Bißchen Brod zu verdienen; wir haben auch dort keine Verwandten; ich heiße aber Harnisch —

Lehrer und Moritz zugleich. Harnisch? (Der Lehrer winkte Moritzen zu schweigen — denn jetzt wußten sie beyde, daß sie durch ein glückliches Ungefehr, das aber gewiß die Vorsehung so leitete, den Mann gefunden hatten, den alle, die den Major A. liebten, schon lange kennen zu lernen wünschten.)

Beynahe hätte sich Moritz, durch seine Freude, die er kaum unterdrücken konnte, verrathen; er hüpfte immer um den guten Mann herum, der nicht wußte, warum Moritz auf einmal so froh geworden war.

Vielleicht geht es aber allen, die diese kleine Erzählung lesen, wie dem guten Mann. Es wird also wohl nöthig seyn, ehe ich weiter erzähle, die Ursache bekannt zu machen, die Moritz und sein Lehrer hatten, sich darüber zu freuen, daß sie just diesen Mann so ganz von ungefehr fanden.

Moritzens Vater stand im Jahr 1762. als Hauptmann bey dem B — schen Regimente;

Harnisch war Gemeiner bey seiner Compagnie. (Es ist bekannt, daß die Mannschaft die von einem Hauptmanne commandirt wird, eine Compagnie heißt.) An dem Tage, deßen Harnisch vorhin gedachte, wurde dieses Regiment, bey M. einer Sächsischen Stadt, von einer überlegenen Anzahl Feinde unvermuthet angegriffen und sehr übel zugerichtet. Der Hauptmann A. bekam zwey Wunden, eine in das rechte Knie, und die zweite in die Brust; als er diese letztere empfieng, sank er zu Boden. Harnisch, der ihn fallen sah, warf sich, da eben ein Trupp feindlicher Reiterey, dem Regimente in den Rücken fiel und alles vor sich her zerstreute, über seinen Hauptmann hin, um ihn vor den Tritten der Pferde zu decken. Die Pferde giengen glücklich über ihn weg, ohne ihn zu beschädigen, man hielt Harnischen für todt — die Feinde machten nun, was sie habhaft werden konnten, gefangen, entfernten sich aber immer mehr von dem sogenannten Wahlplatze, das heißt, von dem Orte, wo das Regiment war angegriffen und geschlagen worden und auf welchem nun die Todten und Verwundeten umher lagen.

Harnisch bemerkte, daß sich ein Theil seines Regiments, in ziemlicher Ordnung nach M. zu-

rückziehe und daß die Feinde nur die zerstreuten Soldaten verfolgten — er sahe, daß er jetzt leicht entkommen könne, — aber er hatte entdeckt, daß sein Hauptmann noch einige Zeichen des Lebens von sich gebe — sogleich faßte er den Entschluß, ihn und wenn er auch darüber sollte gefangen werden, mit sich fortzuschleppen. Er lud ihn, so gut er konnte, auf den Rücken und trug ihn, ohne sich um Gefahr zu bekümmern nach einem Wäldchen zu, in dem er unbemerkt bis nach M. kommen zu können glaubte.

Alles gieng gut, er erreichte das Wäldchen glücklich und war nur noch ein kleines Stück Weges von der Stadt entfernt, als er vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Er mußte ruhen. Hinter einem ziemlich dichten Gesträuch, legte er den Hauptmann ins Gras, neben sich. Vor allen Dingen untersuchte er jetzt die Wunden desselben, die immer noch sehr bluteten; um das Blut zu stillen, verband er sie mit allen Tüchern die er nur beym Hauptmann und bey sich fand. Eben wollte er seinen Weg weiter fortsetzen, faßte deshalb den Hauptmann unter den Armen — da schlug dieser die Augen auf!

Wo bin ich? fragte er mit matter Stimme —

In guten Händen, antwortete Harnisch. Gott sey tausendmal Dank, daß Sie noch sprechen können. Ich trage Sie gleich weiter, in einer kleinen Viertelstunde, denk' ich, bringe ich Sie nach M.

Hilf mir in die Höhe, bat ihn der Hauptmann — der seine Wunde am Knie nicht fühlte.

Ach! du lieber Himmel, sagte Harnisch, fühlen Sie denn nicht, daß Ihnen hier das Knie zerschossen ist?

Jetzt bemerkte es der Hauptmann. Fühlen Sie denn keinen Schmerz? fragte Harnisch. — Der Hauptmann zeigte auf die Brust und sagte dabey: Hier brennts! — Wo sind unsere Leute? fragte er alsdenn.

Harnisch. Damit sieht's übel aus. Das Regiment ist zerstreut; ein Theil hat sich zum Glück nach M. zurückgezogen, viele sind gefangen, viele sind geblieben — Aber still!

Indem sie so redeten, hörte Harnisch jemand in der Nähe laufen. Er erkannte bald, daß es ein Gemeiner von seinem Regiment sey.

Er

Er rief ihm zu, der Laufende stand still; als er sahe, daß ein Camerad ihn rufe, kam er näher.

Harnisch erkundigte sich bey ihm, ob es hier herum sicher sey? — Jetzt wohl noch, sagte dieser, aber ich glaube es wird nicht lange währen. Dort hinter dem Wäldchen haben sich die Feinde gesammelt, sie werden wahrscheinlich nach M. vorrücken, um die Unsrigen daraus zu vertreiben — es haben sich ein Paar Compagnien hinein retirirt. Aber was machst du hier — komm, wir wollen zusammen nach M. zu kommen suchen?

Das wollen wir, versetzte Harnisch, aber erst sieh' hieher! Und nun führte er ihn hinter das Gesträuch zum Hauptmann. Harnisch schlug nun vor, sogleich eine Trage zu machen, um den Verwundeten desto bequemer fortzubringen. Bald war diese fertig — sie legten den Hauptmann darauf und brachten ihn just in der Dämmerung glücklich nach M. in das Haus eines Bürgers. Harnisch lief sogleich um einen Feldscheer aufzusuchen; zum Glück fand er just den von seines Hauptmanns Compagnie. Von ihm erfuhr er, daß außer ihm etwa noch 16 Mann von der Compagnie sich bis jetzt in M.

eingefunden hätten, daß vom ganzen Regiment etwa 400 Mann in der Stadt wären und daß man alle Augenblicke befürchte, auf's Neue angegriffen zu werden. —

So traurig diese Nachrichten waren, so hatte doch Harnisch seine Aufmerksamkeit nur auf den Hauptmann gerichtet; er jauchzte laut auf, als der Feldscheer versicherte, daß die Wunde in der Brust zwar gefährlich, aber doch nicht tödtlich sey. Freylich, wäre der Hauptmann auf dem Wahlplatze liegen geblieben, so hätte er sich verbluten müssen — Harnisch war also gewiß der Retter seines Lebens. Wie wohl that es dem wackern Manne, als ihm der Hauptmann dankbar dafür die Hand drückte. Er nahm nun mit dem Feldscheer Abrede, wie sie es halten wollten, wenn ja der Feind die Stadt wegnähme. Der Bürger erbot sich dem Kranken ein kleines Stübchen einzuräumen, wo man ihn gewiß nicht finden solle. Der Feldscheer sollte bey ihm bleiben, bis er gesund wäre; Harnisch wollte dasselbe — aber sein Wunsch wurde ihm vereitelt.

In derselben Nacht drang der Feind unwiderstehlich in die Stadt ein, vertrieb die paar hundert Mann daraus, und legte sich in die Häuser

ser der Bürger. Harnisch wurde entdeckt, den Tag darauf da der Feind die Stadt wieder verließ, gefangen mit weggeführt, und — wie er oben erzählte, erst nach dem Friedensschluß kam er wieder zurück. Er beklagte nur das Schicksal des Hauptmanns: denn er hatte gehört, daß man einen verwundeten Offizier gefangen mitgenommen habe, und daß dieser unterweges an seinen Wunden gestorben sey.

Diese Nachricht war jedoch nur zum Theil wahr, man hatte wirklich einen verwundeten Offizier aus der Stadt mit weggenommen, dieser war auch gestorben, aber es war nicht der Hauptmann A.

Dieser war unentdeckt geblieben und wurde in kurzer Zeit von seinen Wunden wieder hergestellt. Doch behielt er eine Schwäche in dem zu sehr verletzten Knie, das ihn denn bewog, gleich nach dem Frieden um seinen Abschied zu bitten. Er erhielt ihn als Major und lebte von der Zeit an im Schooße seiner Familie auf seinem Landgute

Sobald nur der nunmehrige Major A. auf seinem Gute angekommen war, sparte er keine Mühe, den Retter seines Lebens auszukundschaften; überall, wo er nur Nachricht von ihm

zu bekommen hoffen konnte, ließ er Nachforschungen anstellen, aber zu seiner großen Betrübniß, war es ihm nie gelungen — er vermuthete also, daß er wahrscheinlich todt seyn müße. Eben das hatte Harnisch von dem Major geglaubt.

Wer kann sich also die Freude denken, die jetzt Moritz und sein Lehrer hatten, da sie diesen Mann, so unvermuthet fanden; wer vollends die Freude, mit der der Major seinen Retter empfieng. — Der alte Harnisch weinte wie ein Kind, als er hörte daß der gutmüthige Moritz, der Sohn seines ehemaligen Hauptmann's A. sey! — Wie freute sich Moritz, daß er sich von seiner Schwester nicht hatte abhalten lassen, mit dem armen alten Manne zu reden!

Mit Inbrunst drückte ihn sein Vater an sein Herz, da er hörte, daß Moritzens Mitleiden, zu dieser ihm so sehr erfreulichen Entdeckung, Veranlassung gegeben hatte. Wie hatte der alte Harnisch den guten Moritz so lieb, daß er ihn zu einem solchen Glücke verholfen hatte, als nun auf ihn wartete. Emilie die dabey stand, als sich es nun entwickelte, daß dieser Alte, ihr so ekelhaft vorgekommene Arme, der Retter ihres Vaters sey — wußte vor Beschämung

kaum

kaum, was sie thun sollte; wie bereuete sie ihre Unempfindlichkeit oder vielmehr ihre Ziererey — die sie leider als etwas schönes, von einigen ihrer Freundinnen in der Stadt gesehen und nachgeahmt hatte.

Der alte Harnisch mußte, von nun an, auf dem Gute des Major A. wohnen, der auch seine Schwester herbey holen ließ, weil er dadurch dem alten Manne eine Freude zu machen wußte; er sollte an des Majors Tische mitspeisen, aber das verbat der alte Mann — dafür bekam er aber alles was er und seine Schwester nur wünschten. Er mußte fleißig mit Moritz spazieren gehen, denn so alt er war, so hatte er doch noch eine wahre jugendliche Munterkeit, und hier mußte er ihm denn die mancherley Begebenheiten seines Lebens erzählen, die Moritzen viel Vergnügen machten, aus denen er aber auch manches Gute und Nützliche lernte.

Rede wenig, höre mehr.

Heinrich und Ludewig sind zwey Brüder; jener ist 11 Jahr, dieser 10 Jahre alt. Beyde werden von ihren Eltern geliebt, beyde erhal-

erhalten dieselbe Erziehung, beyde haben einerley Gelegenheit, so viel Gutes zu lernen, als sie nur lernen müssen, um einmahl nützliche und gute und glückliche Menschen zu werden — und gleichwohl ist Ludewig so unwissend, und oft so unverständig, Heinrich hingegen so geschickt, und für seine Jahre so verständig, daß man zweifeln sollte, sie wären Brüder. Woher mag wohl dieser große Unterschied kommen.

Bedenket es Euch nur noch einmahl — sie haben beyde einerley Gelegenheit zu lernen, haben einen Lehrer, der sich alle Mühe giebt, allen beyden gleich nützlich zu werden, denn er ist ein gewissenhafter Mann.

Vielleicht vermuthet Ihr, Ludewig habe etwa einen schlechtern Kopf, oder sey etwa krank, oder sey lange krank gewesen? — Nichts von allen diesen, liebe Kinder. Ludewig hat den besten Kopf von der Welt, ja ich wollte eher sagen, daß er ihn noch besser habe, als Heinrich — denn ich habe es oft bemerkt, daß Ludewig Dinge sehr leicht begreift, die Heinrichen schwer werden zu verstehen, und wenn etwas auswendig gelernt werden muß, so kann Lude-

Ludewig seine Aufgaben immer eher, als Heinrich.

Je nun! Ludewig ist auch jünger als Heinrich! — Das ist wohl wahr; aber sollte ein Jahr einen so großen Unterschied machen? Mit diesen zwey Brüdern wird noch ein kleiner Knabe von 9 Jahren unterrichtet, und ich versichere es Euch, er ist eben so weit als Heinrich und ist, wo nicht eben so verständig als dieser, doch weit klüger als Ludewig — an den Jahren kann es also auch nicht liegen! Woran denn also?

Ludewig hat einen Fehler an sich, der sehr unbedeutend scheint, welcher aber ganz allein Ursache ist, daß er in allen Stücken so weit hinter seinen Bruder ist, und vor welchem ich daher alle gute Kinder, die verständig zu werden wünschen, warnen muß. Und dieser Fehler besteht? — Darinn, daß er zuviel spricht, daß er zu wenig hört, wenn andere sprechen, daß er also ein kleiner Schwätzer ist.

Es wäre sehr unbillig, wenn man von Euch, liebe Kinder, verlangen wollte, daß ihr immer so ernsthaft, so still und gesetzt wäret, wie ältere Personen; aber nicht wahr — Ihr würdet es gewiß, wenigstens für unartig hal-

ten, wenn ein Kind unaufhörlich schwatzen, unaufhörlich lachen und herumspringen wollte — wenn es zumal alsdenn auch sich nicht ein wenig ruhig verhalten wollte, wenn ältere Personen mit einander sprechen, — oder wenn es die Personen gar nicht anhören wollte, die etwa mit ihm sich in ein Gespräch einlassen würden?

Wenn artige Kinder in Gesellschaft älterer Personen sind, so wird ihnen nicht gewehrt, untereinander zu spielen, mit einander zu sprechen und zu lachen — aber das thun sie doch gewiß nicht laut, und auf solche Art, daß sie dadurch den ältern beschwerlich würden! Lassen sich aber die Erwachsenern mit ihnen in ein Gespräch ein, nicht wahr — so werden die jüngern doch nicht allein sprechen wollen — vielmehr werden sie die ältern lieber mehr sprechen lassen, weil sie von diesen gar vieles lernen können. Da fragen sie, da bitten sie sich etwa eine Erklärung über dieß und jenes aus, was sie noch nicht recht verstehen, oder lassen sich etwas erzählen! — Thun sie aber das, — so hören sie gewiß auch zu, wenn ihnen eine ältere Person ihre Fragen beantwortet, ihnen etwas erklärt, oder ihnen eine Geschichte erzählt.

Wenn

Wenn nun Kinder aber so zuhören, so müssen sie ja wohl jedesmal etwas lernen; ja durch solche Gespräche, die sie mit ältern Personen halten, oder wenn sie aufmerksam auf das hören, was ältere unter einander sprechen, lernen sie oft mehr, als aus Büchern. Denn Kinder können noch nicht alles, und auch nicht so viel lesen, daß sie blos aus Büchern alles lernen könnten. Und ihr wißt auch, daß nicht über jede Kleinigkeit in Büchern gesprochen wird; und viele Bücher, in welchen wohl manches Gute und Nützliche steht, können Kinder nicht verstehen — sie müssen jemand haben, der ihnen das Schwere erklärt. Aber ist denn immer auch gleich jemand da, der das will oder kann? — Und wenn nun ein Kind alsdenn wieder nicht zuhört?

Das war aber nun just Ludewigs Fehler. Er mochte seyn wo und mit wem er wollte, zu Hause oder bey andern Leuten, bey Tische oder beym Spazierengehen, — nie wollte er zuhören, wenn andere sprachen, immer wollte er nur allein sprechen. — Er fieng gewöhnlich damit an, daß er jemand, wer nun just neben ihm saß oder stand oder gieng, über irgend eine Kleinigkeit fragte. — Also fragte er

doch? — Ja, aber glaubt Ihr wohl, daß er auf die Antwort hörte? oder daß ihm etwas daran gelegen war, die Antwort zu wissen? Nichts weniger als dieß — ich habe oft gehört, daß er dieselbe Frage an mehrere Personen that, und habe ich ihm dieselbe Frage vorgelegt, so ist er fast nie im Stande gewesen, sie verständig zu beantworten. Er hört nur auf die ersten Worte — nun fängt er an, über alles, was ihm einfällt, zu sprechen, — und wohlgemerkt — der würde ihn sehr böse machen, der ihn nun nicht anhören wollte.

Wie sehr er aber dadurch denen, die um ihn sind, beschwerlich wird, das könnt Ihr Euch leicht einbilden. Denn ist es bey Tische, so hindert er gewöhnlich die, so neben ihm, oder nur ihm nahe sitzen, daß sie nie an dem Gespräche der übrigen Gesellschaft Theil nehmen können; und da er oft nicht nur sehr kindische, sondern auch sehr alberne Dinge vorbringt, die Niemand anhören kann, ohne darüber zu lachen, — so geht es sehr selten ohne Zank und Streit ab, zumahl wenn etwa eines seiner Geschwister darüber lachen sollte.

Man hat manchmal versucht, ihn zu widerlegen, aber da er nicht darauf hört, was man ihm sagt, so thut er nichts, als widersprechen, und um mit ihm ruhig zu bleiben, muß man also lieber schweigen.

Er glaubt oft recht witzige Einfälle zu haben, lacht daher, wenn er etwas gesagt hat, was er für witzig hält, allemal zuerst darüber. Lacht nun etwa jemand über die Thorheit dieses kleinen Schwätzers, so bildet er sich wohl gar ein — man lache über seine witzigen Einfälle, und nun wiederholt er solche Albernheiten unter lautem Lachen — ohne zu begreifen, daß er sich dadurch immer lächerlicher mache.

Sagen ihm denn aber seine Eltern oder sein Lehrer nichts dagegen? — Ach ja! liebe Kinder. Da diese ihn täglich um sich haben, so wird ihnen freylich sein Fehler auch am beschwerlichsten. Es fehlt daher nicht an Vorstellungen und Zurechtweisungen; ja oft ist ihm schon bey Strafe geboten worden, nicht eher zu sprechen, bis er gefragt werde — zumahl wenn fremde Leute da sind; aber der Fehler scheint schon zu sehr bey ihm überhand genommen zu haben, so daß fast zu fürchten ist, daß er ihn zeitlebens behalten werde.

Den=

Denket nicht etwa, daß sich Ludewig durch diesen Fehler nur bey ältern Personen sehr unangenehm mache — auch Kinder wollen lieber mit seinem Bruder umgehen. —

Wenn Ferdinand einmal zu Heinrich und Ludewig gebeten wird, so wünscht er allemal, daß nur mehrere da seyn möchten, damit Ludewig sich nicht so viel mit ihm zu schaffen machen könne. Ich fragte ihn einmal um die Ursache, warum er nicht gern mit Ludewig spiele? — Ach! sagte er, wenn Sie ihn nur kennen sollten; Sie haben gewiß noch nicht recht auf ihn Achtung gegeben. Es spielt Niemand gern mit ihm; da will er alles besser wissen, und was er thut, ist doch gewiß nicht immer so klug, als er sich einbildet; und da soll man ihm die ganze Zeit zuhören, und er erzählt doch lauter kindische Sachen und das so langweilig — und oft weiß er es nicht einmahl recht — und wenn man ihm nun etwas sagt, da fängt er gleich an zu streiten — o! wenn Sie ihn nur kennten!

So habe ich mehrere Kinder von ihm reden hören. Ich fragte einmahl seinen Lehrer, ob er nicht wisse, wie Ludewig zu diesem Fehler gekommen sey? — Zu Eurer Warnung theile

theile ich Euch seine Antwort mit, die ungefähr so lautete:

„Ludewig war noch vor zwey Jahren ein „sehr gutes Kind, folgsam, bescheiden und fleißig; ich hatte selten Ursache über ihn zu klagen und versprach mir recht viel Gutes von „ihm. Aber eben vor zwey Jahren ungefehr „um diese Jahreszeit nahmen ihn seine Eltern „mit zu einer Tante auf's Land. Diese gute „Frau, die selbst keine Kinder hat, freute sich „sehr, als sie einen so lieben muntern Knaben „sahe; sie hörte nicht auf, seinen Eltern, und „wohl ihm selbst auch ins Gesicht zu sagen was „er für ein allerliebstes kluges Kind sey. Was „Ludewig nur immer that oder sagte, das war „alles allerliebst; besonders lobte sie ihn wegen „seiner drolligten Einfälle unaufhörlich, und „wenn er nun vollends etwa einmal etwas sagte, was der guten Tante vielleicht fremd vorkam, oder wenn er etwas erzählte, was er „irgendwo etwa gehört oder gelesen hatte, da „machte sie gar ein kleines Meerwunder aus „ihm. Was geschahe? Der arme Ludewig „bildete sich wirklich ein, er wäre so witzig und „klug, als es seine gutmeinende Tante sag-

„te — und fieng nun an, recht darauf zu
„sinnen, immer witzig zu seyn."

„Die Eltern ließen ihn zu seinem Unglück
„etliche Tage ganz allein bey der Tante —
„da wurde er nun vollends ganz verdorben. Denn
„wenn nun die Tante von jemand besucht wur-
„de, so stellte sie den Fremden jedesmal ihren
„witzigen kleinen allerliebsten Ludewig vor, und
„die Fremden — thaten es der guten Frau
„zu Gefallen, und lobten den kleinen Schwäz-
„zer mit der Tante um die Wette."

„Ehe noch Ludewig wieder zurückkam, er-
„fuhr ich schon von einem meiner Freunde,
„was mit ihm vorgegangen war. Er hatte
„die Tante auch besucht und alles so gefunden,
„wie ich eben gesagt habe."

„Ludewig kam zurück — seine Eltern be-
„merkten zwar seine neuen Fehler, sie hielten
„es aber für bloße Lebhaftigkeit, die sich schon
„legen würde. Leider aber haben sie nun, fast
„glaub' ich zu spät, entdeckt, daß er ein eit-
„ler kleiner Schwätzer geworden ist, der schwer-
„lich zu bessern seyn wird."

Möchte doch keines von Euch, liebe Kin-
der, sich durch unzeitiges Lob, zu diesem Euch
selbst sehr schädlichen und andern sehr lästigen
Feh-

Fehler verleiten lassen. Es ist ja nicht möglich, daß Kinder wirklich schon so klug seyn können, daß sie immer verständig zu sprechen wüßten. Ein Kind kann manchmal einen drollichten Einfall haben, aber das ist noch kein Beweiß von großem Verstande. Lasset Euch lieber das Lob, das Ihr mit Recht erhaltet, aufmuntern immer mehr Lob durch Euren Fleiß, durch Eure Folgsamkeit und Artigkeit zu verdienen.

Was ist eine Nothlüge?

Konrad wußte, daß man immer die Wahrheit reden müsse; er hatte es sogar an sich selbst erfahren, wie schädlich es sey, wenn man die Unwahrheit sage, — und doch hörte er einmahl — daß eine Nothlüge etwas erlaubtes seyn solle. Er konnte es nicht begreifen, wie das möglich sey, und fragte daher, wie er immer in solchen Fällen zu thun pflegte, seinen Lehrer.

Lehrer. Es kommt blos darauf an, lieber Konrad, was Sie sich bey dem Worte Nothlüge — denken. Wissen Sie, was das Wort sagen will?

Kon-

Konrad. Je nun, eine Nothlüge, dachte ich, heiße so viel, als eine Unwahrheit, die man im Nothfalle sagt.

Lehrer. Die Erklärung wäre nicht übel, aber was nennen Sie denn nun einen solchen Nothfall?

Konrad. Ja da kann es wohl vielerley solche Fälle geben —

Lehrer. Ich will Ihnen ein Beyspiel geben. — Als ich noch in Leipzig studierte, wohnte ich mit noch einem Freunde auf einer Stube. Es besuchten uns oft verschiedene unserer Bekannten, die mit uns zugleich studierten, und unter andern ein junger Mensch, dessen Eltern meinem Freunde viele Wohlthaten ererwiesen hatten. Aus Dankbarkeit erzeigte er nun dem Sohne dieser guten Leute, als er nach Leipzig kam, wieder viele Gefälligkeiten. Zum Unglück gerieth aber dieser junge Mensch unter schlechte Gesellschaft, von der er zu vielen Ausschweifungen verführt wurde. Wenn es ihm nun an Gelde fehlte, das er oft auf die liederlichste Art verschwendete, so kam er zu meinem Freunde, und borgte sich von ihm bald viel, bald wenig. Mein Freund gab es ihm gern, so lange er richtig wieder bezahlte und so lange

er

er von seiner liederlichen Aufführung noch nichts wußte. Sobald er aber diese erfuhr und da der junge Mensch auch einigemal nicht zu rechter Zeit wieder bezahlte — so machte er ihm die vernünftigsten Vorstellungen darüber, und sagte ihm zu gleicher Zeit: Ich werde Ihnen allemal gern helfen, wenn ich überzeugt bin, daß Sie das Geld gewiß zu nöthigen Ausgaben brauchen; wenn ich aber erfahre, daß Sie es wieder auf eine so unbedachtsame Art verthun, so würde ich mir ein Gewissen machen, Ihnen auch nur einen Pfennig mehr zu leihen.

Der junge Mensch, der just wieder in der Absicht zu meinem Freunde gekommen war, um von ihm Geld zu borgen, gestand, daß er zwar bisher wirklich nicht gut gewirthschaftet habe, allein er habe nun seine Gesellschaft kennen gelernt, und sey fest entschlossen, in Zukunft ihren Umgang zu vermeiden. Er erzählte, er sey von ihnen im Spiel wohl um 30 Thaler betrogen worden, und eben deswegen sey er jetzt nicht im Stande, seinen Schneider zu bezahlen, der ihn doch so sehr dringend mahne, und sogar gedrohet habe, ihn zu verklagen. Mein Freund mußte ihm dießmal 20 Thaler leihen — der junge Mensch versprach sie in 8

Tagen wieder zu bezahlen; denn da, sagte er, würde er Geld von seinen Eltern erhalten. — Diese 8 Tage vergiengen, aber anstatt daß die 20 Thaler bezahlt wurden, kam der junge Mensch selbst wieder, und bat um noch einmal soviel — weil sein Hauswirth durchaus den Hauszinns haben wolle, der freylich schon lange hätte bezahlt werden sollen. Mein Freund wußte, daß er Geld von seinen Eltern erhalten hatte, er sagte ihm dieß — ja antwortete er ihm, das war aber nicht für mich. Mein Vater hat hier etwas gekauft, das ich von diesem Gelde habe bezahlen müssen. Mein Freund weigerte sich noch, ihm von Neuem zu borgen, doch der junge Mensch wußte so viel zu erzählen, wie lange er schon kein Geld vom Hause erhalten, was für viele Ausgaben er gehabt hätte u. s. w. daß sich mein gutherziger Freund erbitten ließ, und ihm aufs Neue 20 Thaler liehe.

Am folgenden Morgen erfuhren wir, daß dieser junge Mensch, anstatt von dem ihm geborgten Gelde seinen Wirth und Schneider zu bezahlen, mit seiner alten schlechten Gesellschaft eine Spazierfarth gemacht, das ganze Geld verthan und noch überdieß, um alles bezahlen zu können, auch sogar seine Uhr verkauft habe. —

Noch

Noch mehr, wir erfuhren, daß er seinem Wirthe nichts schuldig sey, weil sein Vater den Hauszinns jedesmahl selbst bezahlt. — Was meinen Sie nun, lieber Konrad, war das wohl eine Nothlüge, die der junge Mensch vorbrachte, um meinem Freunde die letztern 20 Thaler abzulocken?

Konrad. Ganz gewiß — denn wer weiß, ob Ihr Freund ihm sonst das Geld gegeben hätte!

Lehrer. Gut — aber sollte wohl eine solche Lüge erlaubt seyn können?

Konrad. Das glaube ich nicht.

Lehrer. Gewiß nicht, denn sonst würde ja jede Lüge erlaubt seyn müssen. Oder warum reden wohl manche Leute so oft die Unwahrheit, als um sich aus irgend einer Verlegenheit zu ziehen, oder um ihres Vortheils willen. Wenn es also ja manchmal erlaubt seyn kann, die Wahrheit zu verschweigen, oder gar eine Unwahrheit zu sagen, so muß es wenigstens nicht in solchen Fällen seyn, wo durch Unwahrheit dem andern geschadet wird, oder wo der, welcher die Unwahrheit sagt, allein gewinnt — wie z. B. das wäre eine unerlaubte und strafbare Unwahrheit, wenn mir ein Kaufmann

ſicherte, ſeine Waare ſey gut, da ſie doch ſchlecht wäre; oder wenn Sie neulich hätten leugnen wollen, daß ſie den Dintenfleck in das weiße Tuch gemacht hätten — denn nicht wahr, durch die Unwahrheit des Kaufmanns, würde er zwar gewinnen, aber der Käufer betrogen, — und hätten Sie nicht die Wahrheit geſagt, ſo hätte leicht der Verdacht auf eine unſchuldige Perſon fallen können. In ſolchen Fällen geſchähe aber andern offenbar Unrecht, und wenn wir nun andern das nicht thun ſollen, was wir wünſchen, daß ſie uns nicht thun möchten, ſo ſehen Sie wohl, daß in ſolchen Fällen, wo andere darunter leiden, Unwahrheit reden, gewiß unerlaubt ſey.

Konrad. Alſo iſt es wohl nie erlaubt — denn ich wüßte nicht einen Fall, wo der, welchem man eine Unwahrheit ſagt, nicht unrecht geſchähe.

Lehrer. Das iſt wahr, denn wenigſtens verliehrt er jedesmahl dadurch, daß er nicht die Wahrheit erfährt, zumal wenn ihn viel daran liegt, ſie zu wiſſen. — Aber wie dann? Wenn ich dadurch, daß ich einem andern die Wahrheit verberge, mehr nutze, als ſchade? — Freilich, lieber Konrad, ſind ſolche Fälle ſel-

ten

ten, und es ist gar nicht leicht zu bestimmen, wenn Unwahrheit mehr nutzen als schaden könne — daher rathe ich Ihnen, lieber in allen Fällen, nach dem leichter auszuübenden Grundsatze zu handeln — nie eine Unwahrheit, auch im Scherze nicht zu sagen — Aber doch will ich Ihnen ein paar solche Fälle nennen, wo Unwahrheit mehr nutzen als schaden kann, und wo denn also eine Nothlüge wenigstens nicht unerlaubt seyn möchte.

Sie wissen zum Beyspiel, wie ungern Ihre Schwester Arzeney einnimmt, und daß sie jedesmal sich übergiebt, sobald sie weiß, daß sie etwas eingenommen hat. Die Arzeney würde ihr also niemals nützen können, wenn sie allemal wüßte, daß sie welche einnähme. — Glauben Sie nun wohl, daß es erlaubt sey, ihr die Wahrheit zu verschweigen, wenn sie just einmal Arzeney nehmen müßte?

Konrad. O nein! Meine Mutter weiß sie ihr auch jedesmal so beyzubringen, daß sie niemals weiß, ob sie welche bekommen hat oder nicht.

Lehrer. Wohl — oder denken Sie sich einmal, daß jemand gefährlich krank wäre, und daß der Arzt etwa gerathen hätte, den Kranken

vor allen möglichen heftigen Gemüthsbewegungen zu bewahren, weil sie ihm vielleicht gar tödtlich werden könnten. Gesetzt nun der Kranke leidet während seiner Krankheit irgend einen großen Verlust — z. B. eines seiner Kinder stürbe. Wenn er sich nun etwa just nach diesem Kinde erkundigte oder wenn er es gar zu sehen verlangte, — würde es da nicht erlaubt seyn, ihm die Wahrheit zu verschweigen?

Konrad. Er könnte ja vor Schreck sterben, wenn er gleich die Wahrheit erführe. —

Lehrer. Zumal, wenn der Arzt ausdrücklich gerathen hätte, ihn vor ähnlichen Gemüthsbewegungen in Acht zu nehmen. — Doch eben fällt mir noch ein Beyspiel ein, daran ich selbst Theil nehmen mußte. Ungefähr vor vier Wochen besuchte ich einen guten Freund; wir unterhielten uns ganz ruhig mit einander, als plötzlich ein Bedienter die Thüre der Stube, in welcher wir uns befanden, aufriß, und meinen Freund mit ängstlichen Geberden bat, ihn um Gottes willen vor seinem Herrn zu verbergen, der hinter ihm drein komme, um ihn vielleicht gar zu ermorden. — Wir erschraken, mein Freund fragte, was vorgefallen sey, der ängstlich nach seinem Herrn horchende Bediente konnte nur so

viel

viel hervorbringen: er sey unschuldig, sein Herr übereile sich, er sey in einer Wuth, daß man ihn kaum erkenne — und dann bat er wieder, daß mein Freund ihn verbergen möchte. Er ließ ihn in ein anstoßendes Kabinet treten und zog den Schlüssel ab, — da eben der Herr des Bedienten, ein gewisser Hauptmann F. den mein Freund als einen sehr hitzigen Mann kannte, nach unserer Stube zukam.

Mir war wirklich nicht wohl bey dieser Sache, aber mein Freund versicherte mich, wir könnten völlig ruhig bleiben, weil er seine Leute kenne, und schon ähnliche Auftritte mit dem Hauptmann erlebt habe.

Den Hut auf dem Kopfe und mit gezogenem Degen trat der Hauptmann, wie ein Wüthender, zur Thüre herein: Ist mein Kerl bey Ihnen? fragte er meinen Freund, und sahe sich mit funkelndem Blicke in der Stube um. — Um's Himmels willen — redete ihn dieser an, indem wir beyde zugleich von unsern Stühlen aufsprangen — was fehlt Ihnen, wie sehen Sie aus? was ist vorgefallen?

Ich möchte des Teufels werden, fluchte der Hauptmann — Hätte ich den Schurken hier, ich spießte ihn an die Wand — und so

wollte er wieder zur Thüre hinaus. Mein Freund sprang hinzu: Schonen Sie sich wenigstens doch selbst, gnädiger Herr. Sie wissen, wie sehr Ihnen eine so heftige Aergerniß oft schon geschadet hat — wer weiß wo ihr Kerl sich versteckt hat, Sie bringen sich immer mehr auf — Sie sehen warlich leichenblaß, Sie zittern am ganzen Körper. Erlauben Sie mir doch, daß ich ihn suche — er kann doch nicht ewig versteckt bleiben — sagen Sie mir nur was vorgefallen ist?

Der Hauptmann war zwar noch nicht ruhiger, er gieng während mein Freund sprach, mit starken Schritten, in der Stube auf und ab, fluchte immer zwischen den Zähnen — doch schien dieser den rechten Fleck getroffen zu haben, da er ihn auf seine Gesundheit aufmerksam machte. — Was mir der Schurke schon für Aergerniß gemacht hat, sagte er endlich und warf sich auf einen Stuhl — aber kommt er nur nicht bald zum Vorschein, er soll mir es theuer bezahlen, acht Tage will ich ihn bey Brod und Wasser krumm zusammen schließen lassen, und dann zum Teufel jagen!

Aber wodurch hat er Sie so außerordentlich aufgebracht? fragte mein Freund wieder. Unter

vielen

vielen Verwünschungen gegen den armen Kerl erfuhren wir nun folgendes. Der Hauptmann hatte des Tages vorher einen Hünerhund um vieles Geld gekauft, hatte ihn mit eignen hohen Händen, Abends in sein Schlafzimmer verschlossen, und war nun weggegangen, nachdem er zuvor seinem Bedienten den Schlüssel zu jenem Zimmer, mit dem Auftrage, übergeben hatte, dem Hund, wenn er nicht selbst zu Hause kommen sollte, noch vor Nacht zu füttern. Der Bediente, da sein Herr nicht kommt, giebt also dem Hunde Abends zu fressen; früh da der Hauptmann den Hund sehen will, ist er aber weg. — Der Hauptmann giebt nun dem Bedienten auf den Kopf Schuld — er habe ihn herausgelassen; dieser betheuert hingegen, ihn gewiß wieder eingeschlossen zu haben, und begeht sogar die Unvorsichtigkeit, seinem Herrn zu sagen: er selbst müste ihn, da er in das Zimmer gegangen, haben entwischen lassen. Der Verlust des Hundes, das Leugnen des Bedienten und seine unbedachte Beschuldigung bringen also, den durch eine schlaflos hingebrachte Nacht ohnedem grillig gewordnen Herrn so sehr auf, daß er gewiß, da er von Natur sehr hitzig und übereilt war, den Bedienten

übel zugerichtet haben würde, wenn dieser nicht sogleich entsprungen wäre.

Merken Sie sich hier im Vorbeygehen, lieber Konrad, zu was für großen Ungerechtigkeiten und Thorheiten, Hitze und Uebereilung einen Menschen oft bringen können; und wie glücklich ein Mensch dagegen ist, der immer mit Ruhe und kaltem Blute zu handeln, sich gewöhnt.

Konrad. War denn der Bediente wirklich unschuldig?

Lehrer. Sie werden es gleich hören. Mein Freund ließ den Hauptmann ruhig forterzählen. Da er mit der Geschichte zu Ende war und nun ziemlich ausgewüthet hatte — denn daß er nun etwas weniger außer sich war, gab er dadurch zu erkennen, daß er nun seinen Hut abnahm — fragte ihn mein Freund: ob auch das Zimmer gehörig durchsucht worden sey? — Der Hauptmann versicherte, daß kein Winkel wäre, in dem nicht nachgesehen worden sey. — Gut, sagte mein Freund, der die Lage des Zimmers genau kannte, in dem der Hauptmann schlief; wollen Sie wohl so gütig seyn, und noch einmal mit mir in ihr Zimmer gehen? — Es ist vergebens, sagte der Hauptmann. Noch

glaube

glaube ich's nicht, mir ist etwas eingefallen, was doch wohl möglich seyn könnte, und worauf vielleicht weder Sie in der ersten Hitze, noch ihr Bediente vor Schreck gefallen seyn können. — Seyn Sie so gnädig und kommen Sie. Der Hauptmann gieng, ich mußte mitgehen.

Konrad. Und der Bediente mußte immer noch stecken bleiben?

Lehrer. Jetzt war es wohl noch nicht Zeit, ihn hervorkommen zu lassen.

Als wir in das Zimmer kamen, durchsuchte mein Freund sogleich das Bette, aber es war kein Hund da, er suchte weiter und fand nichts, endlich trat er an die Fenster; sehen Sie, redete er den Hauptmann an, daß hier die Fensterflügel nicht zugewirbelt sind? Haben Sie etwa die Fenster offen gehabt? — Der Hauptmann wurde betroffen — ich dächte doch, sagte er, sie wären gestern Abends zu gewesen. — Der Luftzug kann sie aber geöffnet und eben so wieder zugeworfen haben, wie heißt ihr Hund? fragte mein Freund. — Der Hauptmann nannte ihn, mein Freund öfnete das Fenster, rufte ein paarmal — wir hörten einen Hund bellen. — Das ist er, schrie

der

der Hauptmann, rufte und pfiff ihn nun selbst und in wenig Augenblicken sahen wir den verlohrnen Hund unter dem Fenster. —

Vor Freuden, daß der Hund wieder da war, vergaß der Hauptmann alles Vorhergegangene, sprang an die Thüre, holte erst den Hund herein und rufte dann im ganzen Hause nach den Bedienten. Dieser, der gleich an der Stimme seines Herrn erkannte, was vorgegangen seyn müsse, öffnete von innen das Kabinet und kam herbey, um an der Freude seines Herrn Theil zu nehmen. Mein Freund winkte ihm, nichts zu sagen, wo er gesteckt habe, der Hauptmann dankte ihm und der Bediente noch mehr, als er es unbemerkt von seinem Herrn thun konnte — und so wurde durch eine Nothlüge vielleicht ein großes Unglück verhütet.

Sie sehen also aus diesen Beyspielen, lieber Konrad, daß es wohl Fälle geben könne, in denen es erlaubt sey, die Wahrheit nicht zu sagen — aber wie ich schon gesagt habe, sie sind selten, und immer hat dabey der, welcher die Wahrheit verbirgt, geradezu keinen Vortheil, als den, andern damit nützlich zu werden. — Wären die Menschen alle wie sie

seyn

seyn sollten, verständig, ohne heftige Leidenschaften und ohne mancherley Schwächen, so würde es nie nöthig seyn, zu solchen Nothlügen seine Zuflucht zu nehmen, man würde ihnen allemal die gerade Wahrheit sagen können. Aber da dieß nicht ist, so bleibt eine Nothlüge der Art, wie ich Ihnen ein Paar Beispiele gegeben habe, wohl etwas erlaubtes. Nur freylich, muß der, welcher sie brauchen will, auch Verstand genug haben, um unterscheiden zu können, ob eben jetzt der Fall sey, die Wahrheit nicht zu sagen. Und ich rathe daher Ihnen und allen guten Kindern, sich nie bey sich damit zu entschuldigen, wenn sie einmal die Wahrheit verbergen wollten, daß eine Nothlüge etwas erlaubtes sey — denn Kinder haben noch nicht den Verstand zu beurtheilen, wenn sie erlaubt oder unerlaubt sey. Für sie ist es besser, immer die Wahrheit zu reden, nie — auch im Scherz nicht zu lügen, weil man nur gar zu viele Beyspiele von Menschen hat, die, weil sie sich erst erlaubten, im Scherz eine Unwahrheit zu sagen, sich auch im Ernst oft unwahre Zusätze zu machen, angewöhnten, und endlich vollkommene Lügner wurden.

Böse Beyspiele verderben gute Sitten.[1]

Im Sommer vorigen Jahres wurden in der Gegend, in welcher ich seit einiger Zeit lebe, auf einigen Dörfern verschiedene kleine Diebstähle begangen. Bald vermißte dieser, bald jener Bauer etwas, bald aus der Stube, bald aus den Kammern und doch konnte man nie dahinter kommen, wer der Dieb oder die Diebe wären. Zu Anfange des Herbstes, als die Weintrauben anfiengen zu reifen, bemerkte ein Bauerguthsbesitzer, der einen schönen großen Garten, und darin viele Weinstöcke hat, daß man des Nachts seine Weinstöcke besuchen müsse; denn da er eine grosse Freude daran hatte, weil sie just in diesem Jahre recht reichlich trugen, so besahe er sie täglich, sahe aber auch zu seinem großen Verdruß, daß die Anzahl der Trauben sich täglich verminderе.

Um nun zu erfahren, wer die ungebetenen Gäste wären, die sich in seinen Garten einfänden, paßte er verschiedene Nächte, aber immer vergeblich auf. Und bey allen seinen Wachen wurden demungeachtet seiner Trauben immer weniger. Er wurde immer unwilliger, hat

bat daher noch ein paar seiner Nachbarn und guten Freunde, mit ihm zugleich eine Nacht zu wachen. Sie vertheilten sich so, daß nun unmöglich jemand unbemerkt in den Garten kommen konnte, versteckten sich und lauerten bis früh gegen 2 Uhr, da sie an der einen Mauer etwas sich bewegen sahen. Sie waren schlau genug, nicht sogleich hinzuzuspringen, ließen die Diebe erst mitten in den Garten zu den Weinstöcken, fuhren dann zu und fiengen glücklich zwey zerlumpte Betlerbuben, die sie schon seit langer Zeit als lüderlich und verdächtig kannten.

Anfangs wollten sie sie tüchtig abprügeln und dann laufen lassen, aber indem sich der eine Bube losmachen wollte, um den Schlägen zu entgehen und der Bauer, der ihn hielt, ihn bey der Tasche an seiner Weste faßte, kam ihm glücklicherweise etwas in die Hände, das er sogleich für das silberne Halsband seiner eignen Frau erkannte. Jetzt fiel es dem Bauern sogleich ein, daß diese Buben wohl entweder allein, oder doch mit andern zugleich die Diebe seyn könnten, die den ganzen Sommer über in ihrem und andern benachbarten Dörfern herumgestohlen hätten. Anstatt sie also zu

prü=

prügeln, wurden sogleich ein Paar gute Strikke geholt, und die beyden jungen Herrn damit an Händen und Füßen so gebunden, daß ihnen das fernere Davonlaufen vergehen mußte.

Der Bauer, dem der Garten gehörte, hatte einen festen Wagenschuppen; hierein wurden sie diese Nacht über gesperrt und am folgenden Morgen in die Hände des Richters geliefert. Als man ihnen die Taschen untersuchte, fand man weiter nichts bey ihnen, was den Verdacht gegen sie hätte vermehren können, als 17 Groschen Geld und ein sehr gutes Taschenmesser; sie gestanden in der Folge, daß sie dieses Messer dem Schenkwirthe eines nahen Dorfes gestohlen hätten.

Nach einigen Tagen wurden sie gerichtlich verhört, das heißt, es wurden ihnen von gewissen dazu bestellten Gerichtspersonen solche Fragen vorgelegt, aus deren Beantwortung man schließen konnte, ob sie schuldig oder unschuldig wären. Anfangs konnte man wenig aus ihnen herausbringen, der ältere von beyden zumal, wußte so klug zu antworten, daß es schwer schien, hinter die Wahrheit zu kommen. — So leugnete er das Halsband gestohlen zu haben — er gab vor, er habe es

den

den Tag vorher, als man sie des Nachts erwischt hätte, vor dem Bauerhofe gefunden. Auch das Messer wollten sie gefunden haben. In dem Garten des Bauers, sagten sie, wären sie in oben erwähnter Nacht zum erstenmale gestiegen, und zwar nicht um Weintrauben zu stehlen, sondern um darin zu schlafen, wie sie schon einigemal gethan zu haben, eingestanden.

Unerachtet ihres Leugnens aber behielt man sie doch gefangen, und das nächstemal wurden sie, nicht beyde zusammen, sondern jeder besonders verhört. Da zeigte sich denn bald mehr Licht, sie widersprachen einander in vielen Dingen. Genug, nach einigen Verhören entdeckte sich, daß diese beyden bösen Buben wirklich die Diebe gewesen waren, die den ganzen Sommer über in einer weitläuftigen Gegend so viele, oft nicht unbeträchtliche Diebstähle, begangen hatten.

Aus ihren eignen Geständnissen und aus vielen andern darüber eingezogenen Erkundigungen kann ich Euch, liebe Kinder, die Geschichte dieser beyden unglücklichen jungen Menschen erzählen. Ihr könnet daraus lernen, wie gefährlich es sey, den Ermahnungen guter El-

tern nicht zu folgen; Ihr könnet aber auch dadurch zum Danke gegen Gott ermuntert werden, daß er Euch solche gute Eltern und Freunde gab, die Euch nicht nur keine böse Beispiele selbst geben, die Euch vielmehr in jedem Guten zum Muster dienen können, die Euch vor jedem gefährlichen Beyspiele warnen und von dem Umgange mit schlechten Menschen zurückhalten.

Tobias Meyer, der ältere von diesen beyden Unglücklichen war jetzt 14 Jahr alt und der Sohn eines Hausbesitzers in einem Dorfe, das gegen 7 Meilen von da entfernt war, wo er auf Diebstahl ertappt wurde. Er selbst erzählte und mehrere Nachrichten bestätigten es, daß seine Mutter eine sehr fleißige Frau gewesen sey, die ihn immer zum Guten ermuntert habe; sein Vater hingegen habe von jeher ein sehr schlechtes Leben geführt. — Da dieser nie Lust hatte, durch Arbeit sein Brod zu verdienen, und da die Mutter allein nicht im Stande war, für alle den nöthigen Unterhalt zu erwerben, so wußte sein Vater das Fehlende immer durch die unerlaubtesten Mittel herbeyzuschaffen. Bald hatte er aus dem benachbarten Wäldern Wild, bald von anderer Feldern Früch-

te zu Hause gebracht, ja eine Zeitlang soll er sogar der Hehler einer ganzen Bande Diebe gewesen seyn, das heißt, er soll das, was sie geraubt hatten, bey sich aufbewahret haben.

Einst soll ihm, so erzählte sein Sohn, seine Frau sein schlechtes Leben ernstlich vorgehalten, und ihm sogar gedrohet haben: wenn er nicht davon abließe, ihn selbst bey der Obrigkeit zu verklagen. Und was denkt Ihr wohl, daß ihr ihr Mann darauf geantwortet habe? — Gut, sagt er ihr, gehe hin, verklage mich, aber siehst du hier dieses Feuerzeug und diesen Strick? — So wie ich merke, daß du so etwas in Willens hast, so stecke ich erst unsere Hütte an und dann hänge ich mich mitten in die Flamme — dann wirst du doch was rechts davon haben!

Daß diese gute Frau kein frohes Leben mit einem solchen Manne geführt haben müsse, läßt sich denken; vor Gram ward sie bald darauf sehr krank und starb, ohne daß ihr Mann erlaubte, daß sie der Geistliche des Dorfs besucht hätte, weil er fürchtete, sie möchte ihm etwas entdecken. Der junge Tobias war neun Jahr alt, da seine Mutter starb.

So lange sie lebte, hatte sich sein Vater immer noch vor ihm in Acht genommen, jetzt, da sie todt war, brauchte er ihn sogar dazu, daß er aufpassen mußte, ob etwa jemand käme, wenn er einmal auf Dieberеyen ausgieng, oder er mußte ihm die gestohlnen Sachen mit zu Hause tragen helfen. — Unter einer solchen Anführung konnte es nicht fehlen, daß der Sohn bald in die Fußstapfen des Vaters trat. Bestahl der Vater die Felder und Getreideböden seiner Nachbarn, mochte er vielleicht manchmal selbst in die Stuben seiner Bekannten des Nachts einbrechen und daraus das nehmen, was ihm fehlte, so stieg der Sohn in die Gärten und Weinberge, und holte sich daraus, was seinem Appetit gut dünkte.

Da ihm aber das Alleingehen doch nicht recht sicher schien, so wünschte er, es auch so gut wie sein Vater zu haben, daß nemlich auch jemand unterdessen aufpaßte, während er stahl. Er sahe sich unter seinen jüngern Bekannten nach einem tauglichen Gefährten um, und bald fiel seine Wahl auf den kleinen Peter, der etwa ein Jahr jünger als er war.

Tobias wußte, daß Peter von seinem Vater, einem Gärtner, sehr strenge gehalten wur-

de

de, und daß er immer nicht viel von den Früchten zu genießen bekam, die er mit erbauen half. Er machte sich ihn erst dadurch zum Freunde, daß er ihn von Zeit zu Zeit von seinem gestohlnen Obste zu kosten gab. Petern schmeckte das Obst, er wünschte auch so oft welches zu haben, als Tobias, und so kostete es diesem wenig Mühe, Petern zu bereden, daß er ihm erst fremde Leute und dann sogar seinen eignen Vater bestehlen half. — Als die Früchte eingesammlet waren, mußte freylich das Obststehlen aufhören, aber beyde waren nun an das Naschen gewöhnt — für Geld dachten sie kann man ja alles haben. Tobias fieng bald an, andere Kleinigkeiten andern wegzunehmen, die Peter in der Stadt, wohin er wöchentlich mit seinem Vater einmal gehen mußte, um dort Gärtnerwaaren zu verkaufen, — vertrödelte und für das daraus gelösete Geld Naschwaren einkaufte.

Diese kleinen Diebereyen trieben die beyden bösen Knaben beynahe ein ganzes Jahr über ohne daß jemand etwas bemerkt hätte. Aber, wie das Sprichwort sagt: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, — so wurde auch ihre Bosheit endlich entdeckt.

 Sie

Sie hatten bey einem gewissen Bauer schon verschiedenemal, bald ein Beil, bald einige Kleidungsstücken, auch selbst einmal einige Groschen Geld, unbemerkt wegzubringen gewußt. Jetzt erfuhren sie, daß er Getreide verkauft und dafür denn einen hübschen Thaler Geld bekommen habe. Da sie schon in seinen Wohnhause bekannt waren, so glaubten sie, es würde ihnen nicht schwer werden, den Ort zu entdecken, wo das Geld aufbewahrt würde und sich wenigstens etwas davon zuzueignen. Sie verabredeten sich, den nächsten Sonntag wenn alles im Dorfe, und besonders von diesem Hofe, in der Kirche seyn würde, die Untersuchung anzustellen.

Der Sonntag kam, alles war jetzt auf dem Dorfe still; denn was nur Erwachsene waren, befanden sich in der Kirche, auch Tobias und Peter waren darinn. Mit Vergnügen sahen sie den Bauer mit seiner Frau, und auch seine Knechte und Mägde in die Kirche kommen, und sobald der Pfarrer die Kanzel betrat, schlichen sich beyde durch verschiedene Thüren hinaus, und trafen sich, wie sie es verabredet hatten, am Gartenzaune des bewußten Bauerhofes.

Die

Die Thüren zum Hause waren zwar verschlossen, aber das machte ihnen keine Sorge, sie kletterten einen Apfelbaum hinauf und von diesem stiegen sie recht bequem in ein Fenster, das just in die Kammer führte, wo der Bauer schlief. Hier standen einige Schränke und Kästen; sie vermutheten, daß das Geld wohl in einem derselben verwahrt seyn möchte, aber sie waren alle mit Schlössern versehen, die nicht so leicht zu öffnen waren. Tobias wußte Rath, er gieng hinab in die Küche, holete ein großes Holzbeil und versuchte damit den einen Schrank aufzubrechen — es gieng — sie suchten, fanden aber nichts. Es kam ein anderer Schrank an die Reihe, auch dieser wurde erbrochen und durchsucht, aber auch in ihm fanden sie das Geld nicht. Ihre Gedult ermüdete nicht, sie fiengen an die Kästen zu öfnen, — aber indem sie eben den Deckel des einen mit großem Krachen aufbrachen — Himmel! riß jemand an der Thüre.

Wie die Pfeile flogen sie beyde, beynahe einer über den andern zum Fenster hinaus und den Apfelbaum hinunter — je! Tobias und Peter, o ihr bösen Buben — hörten sie hinterdrein rufen. — Sie eilten, wie Verbre-

cher zu thun pflegen, die auf der That ertappt werden, ohne sich umzusehen, über Felder und Wiesen hinweg und blieben wohl erst nach einer halben Stunde, da sie sahen, daß Niemand ihnen nachsetzte, hinter einem kleinen Gebüsche stehen.

Aber wer störte doch so glücklicher Weise diese bösen Knaben? Sie hatten in der Kirche zwar alle, die in den Bauerhof gehörten bemerkt, hatten sich aber, gewiß durch Gottes Fügung just nicht auf die alte Mutter der Frau des Bauern besonnen, die seit langer Zeit schon krang lag, und also aus der Kirche geblieben war. Da sie in der Kammer ganz sicher zu seyn glaubten, so hatten sie beym Erbrechen der Schränke einen großen Lärmen gemacht, diesen hatte die alte Mutter gehört, und da sie gleich darauf gefallen war, daß es wohl Diebe seyn könnten, so hatte sie ihre Kräfte zusammengeraft und war denn, in der guten Meinung, die Diebe wenigstens zu stören, ohne von ihnen gehört zu werden, bis an die Thüre gekommen. Sie erschrak heftig, als sie die beyden ihr bekannten Buben erblickte, beruhigte sich aber bald wieder, als sie bedachte, daß sie doch nichts mit fortgenommen

haben

haben konnten. Doch untersuchte sie, soviel es ihre Kräfte zuließen, alles, ob nicht etwas fehle — da sie nichts vermißte, so wollte sie sich eben wieder in ihre Kammer zurückbegeben, als sie hörte, daß ihre Kinder aus der Kirche kämen.

Sie rufte ihre Tochter, und erzählte ihr, was vorgefallen sey, der Mann war auch dazu gekommen — man wollte ihr nicht glauben, bis man sich mit eignen Augen, durch die erbrochnen Schränke, überzeugte. Die Sache wurde bald im ganzen Dorfe bekannt, jedermann trauete es dem Tobias zu, weil er der Sohn eines Mannes war, dem man ebenfalls nicht viel Gutes zutraute; aber daß Gärtners Peter dabey gewesen seyn sollte, daran zweifelten alle, denn sie wußten, was sein Vater für ein wackerer Mann war, und wie genau er immer auf seine Kinder zu sehen pflegte.

Es konnte vor den Eltern der beyden Knaben nicht lange verschwiegen bleiben. Der alte Meyer schien die Nachricht ganz gleichgültig anzuhören, man sahe es ihm an, daß ihm nichts mehr dabey verdroß, als daß sich der einfältige Bube habe dabey erwischen lassen. —

Macht mit ihm was ihr wollt, sagte er dem Bauer, als dieser von ihm forderte, daß er ihn für die erbrochenen Schränke entschädigen sollte. Meinetwegen hängt ihn, wenn ihr ihn kriegt, von mir bekommt ihr nichts! — Ganz anders betrug sich Peters Vater. Er stand wie versteinert, als er die Bosheit seines Sohnes hörte. Anfangs suchte er sich noch zu bereden, daß die alte Mutter doch wohl nicht recht gesehen haben könne; denn er wollte es nicht glauben, daß sein Sohn, den er doch immer zum Guten angehalten, und den er so oft vor dem Umgange mit dem jungen Meyer gewarnt hatte, ja der ihm oft selbst viel schlechte Dinge von Meyers erzählt hatte, daß dieser mit dem Tobias zugleich eine so böse That verübt haben sollte.

Als er aber eben so wenig als Tobias, alles Nachsuchens ungeachtet, nirgends gefunden ward, als er weder Mittags noch Abends sich zum Essen einfand, dann wollte der alte gute Mann vor Herzeleid fast vergehen. Da saß er stumm und rang die Hände, alles um ihn her weinte und beklagte ihn: Womit habe ich das große Herzeleid verdient! — o Peter, Peter! ist das der Lohn — du bringst deinen

Vater in die Grube — so rief er endlich jammernd aus. Jedermann bemühete sich ihn zu trösten, so gut er konnte; man sagte ihm: daß Peter gewiß vom Tobias verführt sey, daß er wohl wiederkommen, und seinen Fehler durch eine recht gute Aufführung wieder gut machen könne! Aber der arme Mann schien weder zu sehen noch zu hören, was um ihn her vorgieng. — Als er nun einigermaßen wieder zum Besinnen kam, fragte er sogleich: ob dem Bauer etwas wäre gestohlen worden; da man ihm aber versicherte, daß die bösen Kinder nichts mitgenommen hätten, so erbot er sich wenigstens sogleich, den an den Schränken zugefügten Schaden zu ersetzen.

Unterdessen standen Tobias und Peter wie betäubt hinter dem Gebüsche, hinter welches sie ihre erste Zuflucht genommen hatten. Tobias war erst lange still und sahe Petern von der Seite an; er hatte nicht viel zu verlieren, daher faßte er sich bald, und dachte sich ein Plänchen aus, wie er in Zukunft ohne Sorge leben und wo er bleiben könne. — Nicht so gieng es mit Petern; kaum war bey ihm die erste Betäubung vorüber, so brach er in lautes Weinen und Klagen aus. Nie wieder zu Hau-

se zurückkehren zu dürfen, dieser Gedanke drückte ihn schwer; denn bey allem großen Leichtsinn, mit dem er dem Tobias bisher gefolgt war, war sein Herz nicht ganz böse. Er fühlte es, wie schändlich er gehandelt hatte, und als er an seinen Vater und an sein zurückgelaßnes Geschwister dachte und ihm nun einfiel, wie sehr sie sich über ihn betrüben würden, da er ihnen solche Schande gemacht hätte — und daß er sie vielleicht nie wieder sehen dürfe — da wollte ihm vor Wehmuth fast das Herz zerspringen.

Fast eine ganze Viertelstunde sahe Tobias Petern ruhig zu und hörte seine Klagen und sogar die Vorwürfe, die er ihm als seinem Verführer machte, ganz gelassen an. Aber nun währte es ihm zu lange. — Nun, redete er ihn verdrüßlich an, hast du bald ausgeheult? das wird dir was rechts helfen!

Peter. Ach! ja wohl kann mir's nichts helfen; ach! mein armer Vater! Thue recht und scheue Niemand, sagte er immer — ach! du lieber Gott und ich darf mich nun vor keinem bekannten Menschen mehr sehen lassen?

Tobias. Nun eben darum, so höre auf, und mache daß wir hier wegkommen.

Peter.

Peter. Aber wohin denn? Zu Hause dürfen wir doch nicht?

Tobias. (mit hämischer Schadenfreude) O ja, wenn du willst, und morgen wandern wir denn mit einander in's Zuchthaus.

Peter brach wieder in neues lautes Weinen aus, als er das Zuchthaus nennen hörte. O ich böser, böser Mensch, daß ich dir auch folgen mußte! —

Tobias fieng im Ernst nun an, böse zu werden, da Peter ihm von Neuen Vorwürfe machte — Hörst du nun nicht bald auf, sagte er ihm endlich, so gehe ich meine Wege und du mache denn, was du willst, laß dich erwischen und ich will dich obendrein auslachen, wenn du ein Klötzchen an's Bein bekommst.

Peter fragte also nun beynahe bittend, was er denn nun zu thun gedenke, wohin er gehen wolle?

Wohin? antwortete Tobias, ja das weiß ich noch selber nicht, aber daß wir hier nicht einen Augenblick länger warten dürfen, das wirst du doch begreifen. Also weiter — dort ist ein Thurm, auf den gehen wir erst los, fragen wie der Ort heißt und wie weit er von un-

unserm Dorfe entfernt ist. Ist er weit genug weg, so bleiben wir heute dort —

Peter. Aber bey wem denn? wer wird uns denn behalten wollen?

Tobias. Laß du mich nur sorgen. Ich weiß M. ist eine Stadt, die ist von unserm Dorfe wohl gegen 7 Meilen weit weg; fragt uns nun jemand, wer wir sind, und wo wir hin wollen; so sagen wir, wir sind Brüder, heißen Meyer, und wollen dort in der Stadt unsern Vater besuchen.

Peter. Aber das ist ja nicht wahr, wer wird uns denn das glauben?

Tobias. Schweig doch, du Einfalts — warum sollte man uns denn nicht glauben? Ich sage dir aber, man wird uns glauben, wenn du nur nicht einen dummen Streich machst und dich versprichst. Also merke dir, was ich dir gesagt habe! — So antworten wir und können nun getrost nach M. gehen.

Peter. Aber was wollen wir denn nun dort, und wovon wollen wir denn dort leben?

Tobias. Wieder eine alberne Frage. — Sieh' hier habe ich noch drey Groschen Geld. Im nächsten Dorfe können wir dafür etwas kaufen, ist das alle, je nun, so werden uns ande-

andere schon geben und geben sie uns nichts, — da sind sie selber Schuld, wenn wir es ihnen nehmen.

Peter. Nein! nun und nimmermehr, das thue ich nicht mehr —

Tobias. Nun so verhungere oder geh' gleich zurück, da du noch so nahe bist und laß dich erst deinen Vater halb todt prügeln, und darnach ins Zuchthaus bringen.

Denket Euch, liebe Kinder die Angst des armen Peters — auf der einen Seite sahe er Schimpf und harte Strafe — auf der andern ein elendes Leben vor sich, das ihn wohl gar wieder nöthigen konnte, ein Dieb zu werden! O wohl ist es wahr, was Gellert sagt:

Erzittre vor dem ersten Schritte,
mit ihm sind schon die andern Tritte
zu einem nahen Fall gethan!

Hätte Peter die ersten Reitze zur Naschhaftigkeit unterdrückt, hätte er nicht immer auch so vieles und gutes Obst haben wollen, als Tobias, würde ihn dieser wohl haben verführen können, würde er jetzt so elend seyn?

Als Tobias die letzten Worte kaum ausgesprochen hatte, drehete er sich von Petern weg und fieng an weiter zu gehen. Peter war noch unens-

unentschlossen — sollte er der gewissen Strafe entgegengehen? — Sein Gewissen rief ihm zu, daß er dann recht thun würde — schon fieng er an zu wanken, da drehete sich Tobias noch einmal um, erinnerte ihn noch einmal an's Zuchthaus und der Unglückliche unterdrückte die schwache Stimme des Gewissens, durch die Furcht vor einer doch mit Recht verdienten Strafe — und folgte seinem Verführer.

In Zeit von ungefehr einer Stunde, da Tobias immer vorausgieng und Peter immer einige Schritte hinter ihm her kam, erreichten sie das Dorf, dessen Thurm sie in der Ferne sahen. Tobias erkundigte sich bey dem Ersten, dem er begegnete, wie dies Dorf heiße und wie weit es von seiner Heimath entfernt sey, und erfuhr den Nahmen und daß es höchstens nur eine Meile von seinem Dorfe liege. Das schien ihm noch zu nahe, er fragte also weiter, wie das nächste Dorf heiße, auf das er kommen müsse, wenn er nach der Stadt M. wolle? Auch dieß wurde ihm genannt, und so beschloß er, in der Schenke für sich und seinen Gefährten etwas zu essen zu kaufen und dann weiter zu gehen. —

Peter hatte noch kein Wort weiter gesprochen, seitdem sie von ihrem ersten Ruhorte ausgegangen waren; jetzt, da Tobias so freundschaftlich mit ihm das eingekaufte Essen theilte, und da er sahe, daß eben Niemand besonders sich um sie bekümmerte, schien er wieder etwas Muth zu bekommen, so angst und bange ihm vorher gewesen war. Er redete dem Tobias, als dieser ihm sagte, daß sie nun weiter wollten, freundlich an: Aber lieber Tobias, sage mir nur, wohin wir eigentlich wollen?

Nun, antwortete Tobias, wirst du denn endlich anfangen vernünftig zu seyn? — Siehst du, zu Hause dürfen wir nun einmahl nicht wieder kommen, das siehst du doch ein, denn würden sie uns erwischen, so kämen wir beyde vielleicht gar zeitlebens in's Zuchthaus. Wir müssen uns also selber fortzuhelfen suchen, und das denke ich, geht recht leicht an, wenn du mir nur folgen willst. Freylich gleich Anfangs werden wir nun wohl uns so behelfen müssen, aber es wird schon besser werden.

Peter. Das ist recht gut, und ich will dir ja gern folgen, — aber sage mir nur, was wir anfangen wollen?

 Tobias.

Tobias. Das sollst du gleich hören. — Weißt du Müllers Heinzen? wie fieng dann der's an? Du weißt, er lief auch seinem Vater davon — der hat mir's manchmal erzählt!

Peter. Ja, aber der kam hernach wieder zu seinem Vater.

Tobias. O das hat er wohl hundertmal wieder bereut. Das freye Leben, sagte er, hätte ihm tausendmal besser gefallen, und wir müssen es also auch machen wie er.

Peter. Also betteln gehen? — aber ich sehe ja gar nicht so aus, wie ein Bettler?

Tobias. Das wollt' ich dir vorhin schon sagen — unsere Kleider müssen wir durchaus wegthun. Denn sieh nur, wenn es auch um sonst nichts wäre, aber man kann uns ja darin erkennen?

Peter. Das ist war! — wo wollen wir aber andere herkriegen?

Tobias. O in M. kann man alles haben, laß du's nur gut seyn. Diese Nacht müssen wir vielleicht unter freyem Himmel zubringen, aber gieb Acht! — morgen wollen wir gewiß so gut in einer Stube schlafen, wie andere Leute; nur höre nun einmal auf zu lamentiren.

Peter schwieg, wiewohl er noch mehr zu fragen gehabt hätte, aber er wollte seinen Führer nicht weiter aufbringen und glaubte auch wohl, daß er seiner Sache doch gewiß seyn müsse, daß alles gut gehen würde, weil er ihn so schnell auf jede Frage antworten konnte und dabey ganz ruhig schien. Sie giengen nun wohl zwey Stunden hinter einander, auf dem Wege nach M. fort, ohne daß ihnen etwas merkwürdiges aufgestoßen wäre; es fieng schon an dunkel zu werden, da kam eine Kutsche auf sie zugefahren. Wart, sagte Tobias, gehe du nur vor dich hin, ich will versuchen, ob wir etwas zum Abendbrode bekommen können. Er ließ Petern stehen, lief der Kutsche entgegen, zog seinen Hut ab und bettelte — er mußte wohl hundert Schritte neben her laufen, endlich warf man ihm etwas in ein Papier gewickelt heraus — er hob es auf, eilte zu Petern, öfnete es und fand — einen Groschen. —

Siehst du, rief er Petern zu, ist es etwa so schwer Geld zu verdienen? Davon können wir heut Abend ziemlich leben: nun denk einmal wenn viel solche Kutschen vorbeyfahren? und in M. da soll es wohl über hundert ge-

ben! — Sie sprachen noch darüber, da sa-
hen sie in der Ferne einen Mann zu Pferde.
Tobias machte es wie bey der Kutsche und be-
kam auch von diesem etwas; kurz, ehe es
Nacht wurde, hatte er gegen drey Groschen er-
bettelt. — Peter wurde bey jeder neuen Ga-
be, die Tobias erhielt, heiterer und wäre ihm
nicht manchmal sein Vater eingefallen, er hät-
te beynahe schon angefangen, seine neue Lebens-
art für ein Glück zu halten.

Mit Anbruch der Nacht traten sie in ein
Dorf; hier hörten sie in der Schenke Musik,
sie kehrten also da ein. Tobias ließ wieder et-
was zu essen geben und erkundigte sich dabey,
wie weit sie von hier noch bis M. hätten. Drey
gute Meilen hieß es. Gut, dacht' er, so
könnt ihr hier sicher diese Nacht bleiben, denn
bis hieher wird doch wohl aus unserm Dorfe
sich nicht leicht jemand verlaufen. Er machte
sich nun an den Wirth, erzählte ihm seine aus-
gedachte Geschichte und bat, ob er ihm und
seinem vorgeblichen Bruder nicht diese Nacht
eine Schlafstelle geben wolle? — Aber der
Wirth fragte sogleich nach einem Paß — das
heißt — ob sie nicht von der Obrigkeit oder
Pfarrer aus ihrem Dorfe ein geschriebenes
Zeug-

Zeugniß aufweisen könnten, daß sie wirklich die Personen wären, für die sie sich ausgäben? Tobias wollte sich damit entschuldigen, daß er nicht gewußt hätte, daß man so einen Zettel haben müsse, allein der Wirth wollte weiter nichts hören. Beyde mußten, sobald sie ihr Abendbrod verzehrt hatten, wiewohl verschiedene Umstehende den Wirth baten, die armen Kinder doch nicht des Nachts vor die Thüre zu weisen, die Schenkstube und das Haus räumen.

Laß es gut seyn, sagte Tobias, als sie vor das Haus traten, ist's nicht in einer Stube, so finden wir doch wohl irgend eine Scheune oder einen Stall offen, wo wir schlafen können; und wäre auch das nicht, es ist eine stille Nacht — wir werden auch unter einem Baume allenfalls eine Nacht schlafen können.

Sie sahen sich überall um, ob irgendwo eine Thüre offen stünde, endlich wurden sie ein altes verfallnes Häußchen gewahr, das einmal ein Wagenschuppen gewesen zu seyn schien. Tobias gieng hinein, er entdeckte einen ziemlich großen Raum, der mit allerley Holzwerk ausgesetzt war, hin und her lag Stroh: komm herein, rief er Petern zu, hier können wir

uns nach Herzenslust eine Schlafstelle machen, wie wir sie nur wünschen können. Komm, hilf mir mit die Breter da auf die Seite schaffen, und die andern hier gerade legen, alsdenn tragen wir Stroh zusammen, da haben wir ein herrliches Bette.

Die Breter waren zum Theil schon gleich gelegt, Peter gieng nach einem Haufen Stroh, das ihm entgegenleuchtete, wollte es aufraffen, um es zu ihrem Lager zu tragen — da kam es ihm vor, als bewege sich etwas auf dem Stroh. Er stutzte, trat zurück — Tobias bemerkte es: Nun was giebt's fragt er Petern? Da dieser vor Furcht nicht antwortete, gieng er selbst näher hinzu — Peter wollte ihn zurückhalten, aber Tobias ließ sich nicht wehren: wer ist da? rief er, als er nahe vor dem Strohhaufen stand.

Je! wer wird's seyn, rief ein altes Weib, schlaft immer schlaft, und laßt andere Leute auch schlafen.

Tobias. Gute Mutter! — seyd Ihr denn hier aus dem Dorfe?

Alte. Da würde ich doch wohl nicht hier in der alten zerfallnen Hütte liegen? Aus M. bin ich.

Tobias

Tobias. Aus M? — Je! da wollen wir Morgen auch hin, da können wir wohl mit einander gehen?

Die Alte erkundigte sich, wer ihre beyden Schlafgesellen wären? Tobias erzählte: Ihr beyder Vater wäre ein Meyer, der dort arbeite, den wollten sie besuchen. Die Alte fragte — ob sie nicht wüßten, wo er arbeite? Da Tobias hierauf nichts zu antworten wußte, merkte sie bald, daß seine Erzählung wohl nicht ganz richtig seyn möchte; sie that noch einige Fragen, und war bald hinter einem großen Theil des Geheimnisses der beyden Entlaufenen. Doch gaben sie nicht die wahre Ursache ihres Davonlaufens an, blieben auch dabey, daß sie Brüder wären, daß sie bey einem Bauer gedient hätten und daß sie so unglücklich gewesen wären, ihm ein Stück Vieh zu Schaden kommen zu lassen. Aus Furcht vor der Strafe, sagten sie, wären sie also beyde davon gegangen.

Die Alte stellte sich, als ob sie ihnen nun glaubte, fieng sogar an, sie zu bedauren: was denkt ihr denn aber nun anzufangen? fragte sie — aber ihr werdet müde seyn, schlaft nur erst aus, Morgen können wir schon weiter dar-

darüber reden, wenn ihr mit nach M. wollet.

Vor Müdigkeit schliefen Tobias und Peter bald ein; unterdessen lag die Alte wachend und dachte darüber nach, wie sie diese beyden Unglücklichen in ihr Garn locken könnte. Sie war, wie Ihr wohl schon gemerkt haben werdet, eine im Lande umher ziehende Bettlerin. In M. hatte sie, in einem Hause in der Vorstadt eine kleine Wohnung, die sie aber nur dann besuchte, wenn sie sich auf eine Zeitlang Brod erbettelt hatte. Schon einmal war es ihr gelungen, ein Mädchen an sich zu kirren, die mit ihr umher ziehen, und betteln mußte, und die sie zu noch schändlichern Dingen brauchte; dieß Mädchen war ihr aber nur vor Kurzem untreu geworden. — Wenn diese beyden Buben mit dir gehen wollten, dachte sie jetzt, so wäre dir auf einmal wieder geholfen. Du brauchtest dann auf deine alten Tage nicht weiter so umher zu kriechen, — sie brächten dir das Brod in's Haus — und wenn sie klug genug wären, wohl noch mehr als bloßes liebes Brod! Mögen sie sagen was sie wollen, darum sind sie nicht davon gelaufen, weil ihnen ein Stück Vieh verunglückte — doch das

das kümmert dich nicht, desto besser für dich, wenn sie einen recht bösen Streich begiengen; denn desto willkommener wird es ihnen seyn, wenn du ihnen eine sichere Zuflucht bey dir anbietest.

Es kostete ihr auch in der That wenig Mühe, am folgenden Morgen die beyden Flüchtlinge ganz zu ihrem Willen zu bereden. Sie erzählte ihnen erst ihre ganze Lage und wie sie auch schon ein Mädchen zu sich genommen hätte, die sich sehr gut bey ihr befunden habe, von der sie aber mit großen Undank sey belohnt worden. Wenn ich nur wüßte, wie euch zu rathen wäre, fuhr sie dann fort, ihr dauert mich wirklich; ja wenn ich gewiß wüßte, ich könnte euch wohl selbst meine Wohnung anbieten; ihr könntet dann den Tag über auf dem Lande oder auch in der Stadt, wohlhabendere Leute ansprechen, und wüßtet denn doch, wo ihr des Nachts bleiben könntet. Ich könnte allenfalls für eure Wäsche und Kleider sorgen, ihr könntet, wenn ihr etwa einmal einen recht guten Tag gehabt hättet, euch bey mir wohl seyn lassen, das wollte ich schon machen; aber freylich, wenn ich euch zu mir nähme, da könntet ihr mir nicht zumuthen, daß ich noch

selber herumliefe — wer sollte unterdessen für eure Sachen und für euren Tisch sorgen? Ihr müßtet mich ganz wie eure Mutter ansehen, und ich würde gewiß auch wie eine Mutter für euch sorgen wollte euch rathen und helfen wo und wie ich könnte, und was ihr mir zu Hause brächtet, und was wir etwa in der Wirthschaft nicht brauchten, das sollte euch heilig aufgehoben werden.

Solche Vorschläge, auf eine so schlaue Art vorgebracht, mußten nothwendig auf die beyden Entlaufenen den besten Eindruck machen. Wieder Erwarten fanden sie auf einmal, alles was sie nur wünschen konnten, sichere Wohnung und einen Menschea, der für sie sorgen wollte. Sie versprachen daher alles, was nur die Alte von ihnen forderte und zogen noch an dem Abend desselben Tages, bey ihrer neuen Pflegemutter ein. Die Alte gabe sie bey ihrem Wirthe für ein Paar weitläuftige Verwandte aus, deren Vater kürzlich gestorben wäre, und die sie nun bey sich behalten wollte, und Tobias und Peter mußten sie auch von diesem Tage an, Muhme nennen.

Das erste, was die Alte nun that, war, ihre vorgeblichen Vettern mit gehörigen Bett-

lerklei-

lerkleidern auszurüsten, die sie, um das Mitleid anderer gegen sie desto mehr zu erregen, so zerlumpt als möglich machte; dann hieng sie jedem einen sogenannten Brodsack um, und gab ihnen allerley gute Lehren auf den Weg, die ich Euch mittheilen würde, wenn ich nicht zu weitläuftig zu werden, befürchten müßte. Doch eine kann ich nicht verschweigen, weil sie uns die Alte nur mehr als zu sehr kenntlich macht.

Wenn ihr etwas liegen seht, sagte sie, es sey nun etwas Kleines oder Großes und wäre es nur ein einzelner Handschuh — hebt es hübsch auf, und bringt es mit zu Hause. Man kann alles gebrauchen, ist es was gutes, so will ich es schon in Geld setzen, und auch etwas Kleines ist nicht zu verachten. — Hieß das nicht soviel als: wenn ihr unbemerkt etwas wegstehlen könnet, so thut es — ich will es dann schon zu Gelde zu machen suchen.

Zum Unglück fand sie an Tobias einen sehr gelehrigen Schüler, denn fast täglich brachte er etwas zu Hause, das er gefunden zu haben vorgab, wiewohl ihm Peter nie etwas hatte aufheben sehen, ob er schon oft mit ihm weg-

gegan-

gegangen war. Dieser hielt lange Zeit sein Wort, nicht wieder zu stehlen; er brachte nur immer sein erbetteltes Brod und Geld zu Hause, merkte aber sehr bald, daß die Alte blos deshalb, weil er außerdem nichts brachte, nicht so freundlich mit ihm war, als mit Tobias. Fast kein Tag vergieng, an dem sie diesem nicht etwas besonderes Gutes zu essen vorsetzte — und allemal hieß es, weil du mir etwas mitgebracht hast. Schon einmal hatte die Naschhaftigkeit den armen Peter zu bösen Dingen verführt, und ach! der Unglückliche ließ sich zum zweitenmal, zu noch üblern Handlungen verleiten, blos um von der Alten eben so gelobt und mit Leckerbißchen belohnt zu werden, wie Tobias! — Auch Peter fieng wieder das Stehlen an!

Als Tobias dieß bemerkte, so stellte er ihm mit der größten Dreustigkeit vor, daß er es recht mache, daß sie aber beyde weit besser thun würden, wenn sie in Zukunft nicht jeder allein, sondern beyde zusammen ausgiengen. Vier Augen, sagte er, sehen mehr als zwey, und vier Hände können mehr zugreifen als zwey; wenigstens kann einer von uns immer Wache stehen, während der andere sich etwas hohlt.

Es

Es hat mir zeither nur daran gefehlt, daß jemand aufpaßte, sonst würde ich schon manche ganz andere hübsche Sachen zu Hause gebracht haben. O ich weiß die Gelegenheiten. —

Von nun an giengen also beyde täglich miteinander und verübten nach und nach, in Zeit von einem halben Jahre so viele kleinere und größere Diebstähle auf den um M. liegenden Dörfern, daß, wie ich schon im Anfange dieser Geschichte sagte, alle Leute aufmerksam darauf wurden. Ihr habt gehört, wie sie endlich, bey einer, gegen ihre übrigen bösen Handlungen, nur unbedeutenden Kleinigkeit ertappt wurden, und wie sie nachher alle ihre Diebereyen theils freywillig gestanden, theils gezwungen gestehen mußten.

Was meint Ihr wohl, liebe Kinder, was würde aus diesen zwey jungen bösen Menschen geworden seyn, wenn ihrer Boßheit nicht so zeitig wäre Einhalt gethan worden? Sie büßen jetzt beyde zugleich mit ihrer alten gottlosen Wirthin für ihre Verbrechen im Zuchthause. Denn die Alte wurde, als die Gefangenen bekannten, wohin sie das Gestohlne immer gethan hätten, sogleich ebenfalls gefangen gesetzt, und ihr ist die Zuchthausstrafe auf Zeitlebens,

bens, den beyden Knaben aber nur auf zwey Jahr zuerkannt worden. Möchten sie sich doch durch diese Züchtigung bessern lassen!

Peters Vater hat nie erfahren, was aus seinem Sohne geworden ist. Nach eingezogenen Nachrichten von dem Pfarrer aus seinem Dorfe, ist er unstreitig vor Kummer über dieses ungerathene Kind, ungefähr ein halbes Jahr nach seiner Entweichung gestorben. Als Peter dieß erfuhr, wurde er sehr bewegt, er weinte lange und ist seitdem immer sehr still und in sich gekehrt. Der Aufseher über die Züchtlinge ist mit ihm sehr wohl zufrieden und es hat sich schon ein alter Bekannter seines Vaters, auch ein Gärtner gemeldet, der ihn zu sich nehmen will, wenn er nach seinen zwey Strafjahren, Besserung zeigt.

Wenn ich daher für diesen alles Gute hoffe, so fürchte ich hingegen für Tobias desto mehr Böses. Er ist auch im Zuchthause noch der alte, will nicht arbeiten, bekommt oft Schläge und hat sogar, nur vor kurzem wieder einem seiner Mitzüchtlinge, etwas Geld gestohlen. Er ist hart dafür gezüchtigt worden und da er nun entlaufen wollte, mußte er noch einmal so viel Strafe empfinden! Er wird nun

schwerlich mit zwey Jahren loskommen — Gott gebe, daß er sich nur dann bessert. Aber ich fürchte sehr, das böse Beyspiel seines Vaters, und die lange Gewohnheit an dieses Laster haben zu stark auf ihn gewirkt!

O danket Gott, gute Kinder, ich wiederhole diese Aufforderung an Euch, dänket Gott, daß er Euch die Eltern und solche Freunde gab, die Euch keine üblen Beyspiele sehen lassen. Nichts ist verführerischer als sie, zumahl wenn wir solche Personen etwas Böses thun sehen, denen wir Achtung und Liebe schuldig sind. — Ihr werdet zwar auch Menschen übel handeln sehen, aber da sie Euch fremd sind, werdet Ihr der Versuchung, sie nachzuahmen, desto leichter widerstehen können, wenn Ihr Euch nur gewöhnet daran zu denken, daß jede üble Handlung viele üble Folgen hat, die sich oft auf unser ganzes Leben erstrecken, daß ein Fehler uns gar leicht zur Gewohnheit werden kann, und daß fehlerhafte Gewohnheiten sich so schwer wieder ablegen lassen.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes.

Junger Mensch, wer du auch seyst, du bist entweder sehr leichtsinnig, oder sehr unwissend, oder sehr boshaft, wenn du Thiere, die dir nicht schaden, muthwillig tödten oder gar martern kannst. Es wäre thörichte Empfindeley, wenn man dir daraus ein Gewissen machen wollte — daß du ein Thier, was dir wirklich schadet, oder welches getödtet, dir nutzen kann, um sein Leben brächtest. Nein, tödte das schädliche Ungeziefer, erlege das Raubthier und das Wild; schlachte das Hausthier — aber martre es nicht. Dem Menschen, der als Kind einen Vogel muthwillig martern, der einen Hund mit kaltem Blute unter seinen Schlägen sich krümmen sehen und winseln hören kann, dem traue ich zu, daß er einst als Jüngling und Mann — gleichgültig den Elenden seinem Elende überlassen, daß er ein liebloser Vater, ein unbarmherziger Herr, ein gefühlloser Mitmensch seyn werde.

Höre die Geschichte eines solchen Gefühllosen und — weißt du dich ähnlicher Vergehungen schuldig, so erschrick und — bessere dich.

Römming, eines Bauern Sohn zeigte schon in seiner frühsten Jugend ein höchst unfühlbares Herz. Wenn er nur einen jungen Sperling erblickte, so suchte er ihn zu fangen, um ihn langsam zu Tode zu martern. Einem Käfer die Flügel, einer Fliege die Beine auszureißen, einen Wurm zu zerhacken, einen Frosch aufzublasen und dann zu zertreten — alle solche Unbarmherzigkeiten machten seinem grausamen Herzen die größte Freude. Gerade als ob alle diese Thiere nur deßwegen von Gott geschaffen wären, um von den muthwilligen Händen dieses kleinen Bösewichts gemartert, und wieder vernichtet zu werden.

Immer führte er Steine bey sich, womit er die Thiere angriff, die er auf der Straße ansichtig wurde; so daß man jedesmal, so oft man ihn auf der Gasse erblickte, sicher erwarten konnte, das Wehklagen eines Hundes zu hören. Konnte er einer Katze habhaft werden, so war sie immer noch glücklich, wenn sie blos ihren Schwanz und ihre Ohren in den Händen dieses kleinen Henkers lassen mußte. Oft goß er ein Gefäß voll siedenden Wassers über sie her, oder hackte ihr zwey Füße ab.

Er zerstörte alle Vogelnester unter den Dächern, in den Gebüschen und auf den Bäumen; das Klagen der von ihm beraubten Mütter rührte ihn nicht. Die Jungen, die eben erst ihr Leben von ihrem gütigen Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern wieder desselben beraubt; und konnte er die Alten ebenfalls in seine Hände bekommen, so mußten auch diese sterben.

Wohl hatte er von seinen Lehrern die wichtigen Worte oft gehört: daß kein Sperling auf die Erde fällt, ohne den Willen unsers Vaters im Himmel — und dennoch verfolgte er jedes Thier mit einer solchen Freude, die kein Tieger fühlt, wenn er aus Blutdurst würgt. Das ängstliche Winden und Krümmen des sterbenden Wurms, das sprachlose Ringen mit dem Tode, das er am zerpuetschten Käfer bemerkte, das klägliche Geschrey und die schmerzvollen Verzuckungen des Vögelchens, das unter seinen barbarischen Händen lebendig gerupft oder gespießt wurde, das Jammern und Winseln eines Hundes oder einer Katze in ihrer Todesstunde konnte der Unmensch mit wahrem Vergnügen bemerken und jeder neue Grad des Schmerzes und der Quaal,

schien

schien gleichsam seine höllische Freude zu vermehren. — Laßt mich aufhören, seine Greuelthaten zu erzählen!

Nur soviel will ich noch hinzusetzen, daß der unmenschliche Römming diese Grausamkeiten bis in sein dreyßigstes Jahr begieng; als Mann zwar nicht so häufig mehr, wie als Kind oder als Jüngling, jedoch nicht deswegen, als ob er sanfter geworden wäre, sondern weil es ihm an Gelegenheit dazu fehlte.

Er war eben in seinem dreyßigsten Jahre, als er im Brauhause, beym Meischen, seinen Hut in den Bierbottig fallen ließ. Er wollte ihn mit der Meischkelle wiederfangen, verlohr aber das Gleichgewicht und stürzte in das kochende Getränke; doch behielt er noch so viel Bewußtseyn, daß er sich mit den Händen am Rande des Bottigs fest anklammerte. Er wurde wieder herausgezogen; allein er hatte beyde Beine verbrannt und mußte nach Hause getragen werden.

Die Schmerzen die er fühlte, waren unbeschreiblich groß, und alle Leute auf der Straße, auf welcher er wohnte, konnten das Geheul hören, das ihm seine Qualen auspreßten. Auf einmal bemerkte man ihm, daß er über

etwas sehr ernsthaft nachzudenken schien, und nach einer halben Stunde, die er in einer tiefen Stille hingebracht hatte, verlangte er nach einem Geistlichen, der auch sogleich herbeygeholt wurde. Als dieser angekommen war, redete ihn Römming beynahe mit dem Tone und den Gebehrden eines Verzweifelnden ungefehr also an:

Herr, ich habe Sünden begangen, die ich nie wieder gut machen kann. Nein, sie können mir nie vergeben werden! Ich habe so viele tausend Thiere, die mir weder nutzen noch schaden konnten, auf die grausamste Art zu Tode gemartert; ich nahm mir nie die Mühe, daran zu denken, was ich that, ach! und ich fühlte nicht, was für entsetzliche Schmerzen ich ihnen zufügte! Jetzt empfinde ich's nun an meinem eigenen Körper, was für ein Wütherich ich gewesen bin; jetzt begreife ich's, wie schrecklich ich mich versündigt habe! Ach! lieber Herr, rathen Sie mir, wie soll ich so viele Grausamkeiten wieder gut machen? — Wäre ich ein Betrüger, ein Dieb, ja gar ein Mordbrenner gewesen, so könnte ich vielleicht den verursachten Schaden wieder ersetzen. Aber kann ich wohl einen einzigen von den vielen

tausend Thieren, die ich so boshaft ermordete, das Leben wiedergeben? — Kann ich wohl machen, daß die gemarterten Geschöpfe Gottes sich wieder freuen können? Ach! sie hatten weiter kein Glück, keine Freude, als die Freude zu lieben, und ich Boshafter raubte sie ihnen! Wo soll ich mich hinwenden? Zu Gott kann ich nicht — ich zerstörte ja die Werke die seine Allmacht und Weißheit so schön hervorgebracht hatte? ich verfolgte ja seine Geschöpfe, die, wenn auch nicht so wie die Menschen, doch immer auch seine Kinder sind, für die er wie ein Vater sorgt? ich mishandelte sie, da sie mich doch gar nicht beleidigten; ich zerfleischte sie, da mir ihr Tod doch nicht den geringsten Nutzen bringen konnte! O wie viele solcher armen Geschöpfe könnten vielleicht jetzt noch leben, könnten sich noch freuen — wenn ich Barbar ihnen nicht so unbarmherzig ihr Leben abgekürzt hätte!

Der Prediger hielt es für gut, den Unglücklichen noch eine Zeitlang in dieser Gemüthsbewegung zu lassen. Er stellte ihm daher das Strafbare des boshaften Mordes eines Thieres mit den stärksten Gründen vor, die ihm nur gleich beyfielen.

Jedes Thier, sagte er, zeugt von der Allmacht unsers Schöpfers; auch der kleinste Wurm kann uns von seiner erhabenen Größe belehren; und es war gewiß der Wille Gottes, daß wir auch aus diesen Geschöpfen ihn näher kennen lernen sollten. Wir stoßen also muthwillig Gottes Güte von uns, die uns zu unserm Besten durch sie belehren will, wenn wir, anstatt von ihnen zu lernen, sie boshaft ermorden.

Täglich bereitet Gott für alle seine Geschöpfe, und also auch für jedes Thier, seinen großen Tisch und er sättigt alles mit Wohlgefallen. Der muthwillige Thiermörder stört also, wenn ich so sagen darf, das Wohlgefallen und die Freude Gottes, die er an allen seinen Geschöpfen hat.

Jedes Thier ist ein Wohlthäter der Menschen, es trägt, so unbedeutend es auch scheinen mag, nach seinen Kräften zur Gesundheit, zur Bequemlichkeit oder zum Vergnügen der Menschen bey. Der grausame Thiermörder begeht also auch zugleich den schnödesten Undank.

Ja, fuhr er fort, der boshafte Mord eines Thieres hat einen besonders hohen Grad

von

von Strafbarkeit, der nicht einmal bey einem Menschenmord möglich ist. Jedes Thier ist, so viel wir wenigstens wissen, blos zu einem irrdischen Leben bestimmt, hat also keine andere Glückseligkeit zu erwarten, als die es in der Zeit, zwischen seiner Geburt und seinem Tode, genießt. Wer also ohne Noth ein Thier mordet, der beraubt es mit einemmale aller seiner Freuden, aller seiner Glückseligkeit, und ist folglich für diese Geschöpfe das, was Satan für die Menschen ist: beyde sind Räuber der höchsten Glückseligkeit. Der ermordete Mensch kann, wenn er vorher darnach lebte, in eine bessere Welt übergehen, wo er höherer Freuden theilhaftig wird, als er hier jemals genießen konnte. Der Mörder eines Menschen mordet aus Noth, oder im Augenblick des Zorns — der Thiermörder hingegen aus bloßem Muthwillen.

Während dieser Vorstellungen, die Römming nur durch Seufzen unterbrach, bemerkte der Prediger, daß die Beine des Patienten ganz schwarz wurden. Es wurde auf der Stelle ein Arzt geholt, und dieser versicherte, daß beyde Beine in Zeit von einer halben Stunde abgenommen werden müßten, wenn der Kranke

ke nicht am kalten Brande sterben wollte. Wirklich wurde auch diese schmerzhafte Operation an ihm verrichtet — aber nun stieg auch die Verzweiflung dieses Unglücklichen auf's höchste. Der Gedanke, daß er einst so viele Thiere, um eben diese Gliedmaßen gebracht habe, brachte ihn beynahe bis zur Raserey.

Ach! rief er, wie manchem Käfer, wie manchem Vogel riß ich seine Beine ab, und dachte nicht, daß er über eben solche Schmerzen wehklagen müsse, die ich jetzt empfinde! — Wie manches Thier begoß ich mit siedendem Wasser, ohne zu bedenken, daß es eben solche Quaalen fühlen müsse, wie ich jetzt empfinde!

So schrie Römming unaufhörlich, und er würde sich durch die Angst, die ihm jetzt sein Gewissen machte, vielleicht einen tödtlichen Zufall zugezogen haben, wenn ihn nicht der Geistliche einigen Trost zugesprochen hätte. Er wurde wieder gesund und lebte als Krüppel noch fünf und zwanzig Jahre. Nur dadurch glaubte er seine verübten Bosheiten wieder etwas gut machen, und sein Gewissen beruhigen zu können, daß er, so lange er lebte, jedem Knaben, den er zu Gesichte bekam, nicht nur mit

seinem

seinem Beyspiele vor ähnlichen Vergehungen warnte, sondern ihn auch, so nachdrücklich er konnte, von der Strafbarkeit des muthwilligen Thiermordes belehrte.

O möchte es mir doch durch die Erzählung dieser schrecklichen Geschichte gelingen, daß ich alle diejenigen, die sie etwa lesen werden, von der Strafbarkeit dieses Verbrechens überzeugte, daß sie geneigt würden — Barmherzigkeit gegen die Thiere zu üben! Die Thiere sind nur in so fern in unserer Gewalt, daß sie unsern wahren Nutzen und unser vernünftiges Vergnügen befördern sollen; auch ist es uns erlaubt, schädlicher Thiere uns zu entledigen; dann aber sollen wir jede Handlung vermeiden, die ihnen den kleinsten Schmerz, die geringste Angst oder irgend eine Quaal verursachen kann. Darum gab der Allgütige schon den Juden den ausdrücklichen Befehl, die Thiere zu schonen, und versprach Menschlichkeit, Mitleiden und Barmherzigkeit gegen Thiere eben so zu belohnen, als die Ausübung der Pflichten des vierten Gebots. 5 B. Mos. 22, 6. 7.

Fortsetzung der Abend-Unterhaltungen des Vater Roderichs mit seinen Enkeln.

Wenn nun die Jahreszeit rauher zu werden anfieng, oder sonst an unfreundlichen Abenden, da pflegte Vater Roderich nicht in dem Garten spazieren zu gehen, und so fielen auch die Erzählungen unter der Linde weg. Dafür versammelten sich aber die Kleinen in der Wohnstube, um den guten Großvater her, und so wurden seine für sie so nützlichen und angenehmen Unterhaltungen auch den Winter über nicht unterbrochen. Wie im Garten saßen auch hier die Kleinen im Kreiße um seinen Lehnstuhl, jedes mit einer Arbeit beschäftigt, die nicht viel Aufmerksamkeit erforderte; auf einem Tische lag die Landcharte, die immer bey Vater Roderich zu Rathe gezogen wurde, so oft er etwas erzählte, und die die Kinder blos dadurch fast vollkommen inne hatten. Die Eltern der Kleinen arbeiteten oft auch in derselben Stube, denn die Kinder wurden nie so laut, daß sie den Vater gestört hätten, wenn er auch noch so wichtige Dinge an seinem Schreibetische vorhatte.

Am Abend, nach einem schönen Herbsttage, war den vier Kleinen erlaubt worden, allein in den Garten zu gehen; sie waren eben im besten Spielen, als sich plötzlich ein Sturm, mit kalten Regen begleitet, erhob, der sie nöthigte, schnell den Garten zu verlassen. Minchen, Ihr wißt noch, daß sie die ältere Schwester von Lieschen war? — hatte ihren Arbeitsbeutel in eine Laube gelegt, jetzt in der Eile, zu der sie der Sturm nöthigte, vergaß sie ihn mitzunehmen. Kaum waren sie ein Weilchen im Hause, es fieng an, dunkel zu werden, so kam bie Zeit, wo der Großvater in die Wohnstube zu kommen, und sich in seinen Lehnstuhl zu setzen pflegte. Alle griffen sogleich nach des Großvaters Stuhl, um ihn an seinen gewöhnlichen Ort zu stellen, nun suchte sich jedes einen andern für sich — der Großvater kam, da erwarteten sie ihn schon alle, jedes mit seiner kleinen Arbeit — nur Minchen suchte noch ihren Arbeitsbeutel. Man hatte sich schon gesetzt, da fiel Ließchen ein, daß Minchen ihren Arbeitsbeutel wohl in der Laube werde haben liegen lassen. —

Minchen wußte es schon, aber sie wollte nicht gern wieder in den Garten zurück; das

kann nicht seyn, sagte sie dennoch zu Ließchen.

Großvater. Am besten ist's, du laufst so geschwind du kannst, in den Garten, es könnte doch seyn, daß Ließchen Recht hätte! — Nun? lauf, lauf!

Minchen kam zu Heinrich und sagte ihm etwas heimlich in's Ohr. Heinrich lachte — du wirst dich doch nicht fürchten, allein zu gehen? sagte er ihr ziemlich laut. — Was giebt's denn? fragte der Großvater.

Heinrich. Minchen bat mich, mit ihr in den Garten zu gehen.

Großvater. Ey ey! Minchen, du wirst dich doch nicht fürchten?

Minchen. Aber, es ist auch schon so finster draußen, und wenn mein Arbeitsbeutel ja draußen liegen soll, so muß er in der Laube liegen, und das ist doch so weit hinter in den Garten.

Großvater. Du bist ja aber sonst oft, ja wenn es noch viel finsterer war, im Garten gewesen! Pfuy Minchen, sey kein Kind, wovor wolltest du dich auch fürchten!

Karl. Aha! bald merke ich etwas! Nicht wahr Minchen! was du mir von Marien erzähltest!

Großvater. Wie? solltest du dir von der guten alten Frau haben etwas weiß machen lassen? Was hat sie dir denn erzählt?

Minchen. (beschämt und schüchtern) Aber sie sagte doch, daß es gewiß wahr wäre. —

Großvater. Was denn Minchen? daß man Abends nicht in den Garten gehen dürfe?

Minchen. Ach nein! aber daß Abends gar oft Leute von Gespenstern — (stotternd) — daß sie lauter garstige Dinge gesehen haben; wenn Sie es nur hören sollten.

Großvater. Ich weiß wohl was unwissende oder einfältige Leute für Dinge erzählen, liebes Kind; aber daß du dich durch solche Erzählungen hättest furchtsam machen lassen, das hätte ich doch in der That nicht geglaubt. Wirklich habe ich dich dazu für zu verständig gehalten. Wie oft hast du deine Eltern und mich über solche Possen lachen hören — und jetzt glaubst du auf's Wort der alten Marie? — Hm! Minchen, hat sie dir denn gesagt, was ein Gespenst ist?

Minchen. Sie sagte, es wären die Seelen von verstorbenen Menschen, die ließen sich des Nachts sehen und neckten die Leute, die ihnen

 begeg=

begegneten, oder huckten ihnen wohl gar auf die Schultern und schlügen und zerkrazten sie.

Großvater. Das wäre doch wohl sehr übel, wenn das so wäre. Aber sage mir einmal, kann man denn eine Seele oder einen Geist sehen und angreifen? Hast du wohl einmal meinen Geist oder meine Seele gesehen?

Minchen. Nein! das hab' ich wohl nicht.

Großvater. Oder hast du deine eigene Seele gesehen?

Minchen. Nein!

Großvater. Nun wie wäre es denn möglich, daß man Gespenster sehen könnte, wenn sie Seelen verstorbener Menschen seyn sollen? — Aber vielleicht glaubst du können sie nach dem Tode sichtbar seyn? Wie?

Minchen. Das könnte wohl seyn.

Großvater. Du warest aber doch dabey, als Euer guter Vetter Moritz starb, hast denn du da etwa seine Seele gesehen, als sie seinen Körper verließ?

Minchen. Nein! — auch bey der Tante nicht. Sie wissen wohl, ich war auch bey ihr als sie starb.

Großvater. Nun, liebes Kind, also müssen doch wohl unsere Seelen auch nach unserm Tode

unsicht=

unsichtbar seyn. Ich habe in meinem Leben wohl hunderte sterben sehen, aber nie im mindesten etwas von ihrer vom Körper getrennten Seele. Solltest du nicht bald überzeugt seyn, daß es mit dem Glauben an Gespenster wohl nicht so recht richtig seyn möge?

Minchen. Aber, liebes Großväterchen, woher wüßte denn die Marie die vielen Geschichten, und nicht etwa von unbekannten Personen, — selber ihrem seligen Vater, sagte sie, wären mehr als einmal Gespenster erschienen, und einmal hätte er beynahe das Leben darüber einbüßen können.

Großvater. Du gutes Kind, die Marie weiß nicht allein solche Geschichten zu erzählen; frage nur jedes alte Mütterchen oder jedes junge Bauermädchen, die etwa die Rockenstube besucht, die werden dir mit ganzen Schocken solcher Mährchen aufwarten können. Aber ob sie alle wahr sind? getraust du dir wohl das zu behaupten?

Minchen. Aber wenn doch nur einige davon wahr sind, da müßte doch etwas daran seyn!

Großvater. Etwas Wahres kann an jeder solchen Geschichte seyn, das will ich gar nicht leugnen; aber wie viel? und ob just das wenige

Wahre davon beweist, daß es Gespenster giebt? — das ist eine andere Frage. Ich könnte dir selbst viel solche Geschichten erzählen, die ich zum Theil selbst mit erfahren habe, aber weil ich immer nicht gleich aufs Wort glaubte, so würde ich freylich nicht daraus beweisen können, daß es Gespenster gebe. Doch eine will ich erzählen, weil mir sie gleich einfällt, die ich etwa vor sechs Jahren mit abgewartet habe.

Du wirst dich noch erinnern, Minchen, ich war damals just das letztemal in England.

Minchen. O ja! ich glaube in Sunderland!

Großvater. Richtig! — (Karl suchte auf der Landcharte) — Du wirst es nicht auf der Charte finden, es ist nur ein kleines Städtchen — hier oben in der Herrschaft Durham müßte es an der Küste liegen. — Ist's nicht da?

Karl. Nein! Morgen will ich's auf der großen Charte suchen — also hier in Durham! —

Großvater. Nun, eben in Sunderland, just als ich dort war, entstand auf einmal das Gerücht — es lasse sich des Nachts ein Gespenst sehen. Ein Mann, dem ich sonst viel Verstand zutraute, versicherte mich, er habe

diese

diese Geschichte von seinem Schwager, der gewiß nicht leichtgläubig sey — und dem die Erscheinung selbst begegnet sey. Ich erkundigte mich, was er denn eigentlich gesehen habe? Da erzählte er mir: Sein Schwager sey vor etlichen Tagen, des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr, von der See her nach der Stadt gegangen, da sey ihm eine weißgekleidete weibliche Gestalt, die ein Kind auf dem Arme getragen, begegnet; da er stehen geblieben, sey sie mit einem langsamen feyerlichen Schritt, vor ihm vorbey, nach der Stadt zugegangen. — Ich fragte nun, woraus denn sein Schwager geschlossen, daß es ein Gespenst sey? — Da antwortete er mir: er sey, so wie er die Gestalt gesehen habe, sogleich von einer solchen Furcht befallen worden, daß er am ganzen Leibe gezitter habe. So viel könne er sich erinnern, daß sie sehr viel Aehnlichkeit mit einer gewissen jungen Frauensperson gehabt habe, die er mir aber nicht nennen könne. — Ich erfuhr aber ohne ihm bald, wer dieses junge Frauenzimmer seyn sollte. Da einige Wochen vorher ein unglückliches junges Mädchen in der Gegend, wo sich das Gespenst sehen ließ, ertrunken war, so glaubte jeder Unverständige — und deren

 giebts

giebts in jeder Stadt immer nicht wenige — dieses Gespenst könne Niemand anders seyn als der Geist der Ertrunkenen. — Der Schwager des guten Mannes, der mir diese Geschichte mittheilte, mochte wohl also auch an dieses junge Frauenzimmer gedacht haben. — Sieh', Minchen, war nicht an dieser Gespenstergeschichte auch etwas Wahres?

Minchen. Sie glauben also auch, daß sie nicht erdichtet gewesen sey?

Großvater. Nein, für erdichtet halte ich sie gar nicht. Der gute Mann und mit ihm noch hundert andere können alle diese weiße weibliche Gestalt wirklich gesehen haben, das kann wahr seyn; aber war es denn auch ein Gespenst? — Wir wollen gleich hören! — Das Gerücht von diesem Gespenste breitete sich so schnell und mit so fürchterlichen Zusätzen in der Stadt aus, daß sich kein Mensch des Nachts in diese Gegend mehr zu gehen getrauete. Auch die in dieser Gegend stehende Schildwache, so wie die Wache am Thore, zog sich voll Angst und Entsetzen in's Schilderhäuschen zurück, sobald sie eilf Uhr schlagen hörten, denn dann pflegte das Gespenst nicht mehr fern zu seyn. Sahn sie es nun gar herbeykommen —

Heinrich. Also die Wachen sahen es auch?

Großvater. Ja wohl — und furchten sich, so gut wie jeder andere Unwissende, wiewohl sonst der englische Soldat nicht viel von Furcht wissen will. Diese tolle Geschichte konnte nicht lange vor den Offiziers geheim bleiben, da wie bekannt die Schildwachen jedesmal melden müssen, was während der Zeit, da sie Wache gestanden, vorgefallen ist, und da verschiedene Gemeine durchaus nicht mehr in dieser Gegend um die Mitternachtstunde die Wache übernehmen wollten. Um nun hinter diese in jedes Verständigen Augen unleugbare Gaukeley zu kommen, entschloß sich ein Offizier die Schildwache zu begleiten, die in der Gegend den Posten hatte, wo das Gespenst sein Wesen trieb. Um die angegebene Stunde nahm er dem Soldaten das Gewehr ab, befahl ihm sich in das Schilderhaus zu stellen und sich darin stille zu verhalten, und er selbst gieng ruhig auf dem Posten auf und ab.

Es dauerte nicht lange, als einige hundert Schritte gegen ihn über die fürchterliche weiße Gestalt langsam daher wandelte. Der Offizier gieng auf sie zu. Als dieß der Geist bemerkte, machte er, auf gut menschlich, große und

schnelle

schnelle Schritte; allein der Offizier verrannte ihm den Weg. Steh! — rief er, und hielt ihm das auf die Flinte gesteckte Bajonet vor — steh! oder ich renne dich durch und durch! — Das Gespenst stand still, bat demüthig um Gnade, legte das, was es wie ein Kind im Arm getragen hatte, zu des Offiziers Füßen, und wollte nun entwischen. — Allein als der Soldat gesehen hatte, daß das Gespenst so zahm sey, hatte er seine Angst im Schilderhäuschen zurückgelassen, und war näher gekommen, der Offizier und dieser Soldat griffen also zu und führten ihn in nahe Thorwache. Hier entdeckte man unter dem abgeworfenen weißen Gewande nicht eine Weibsperson, sondern einen starken vierschrötigen Kerl, und anstatt eines Kindes zwey Kästchen mit holländischer Contrebande, davon er zeither jeden Abend, unter dieser Vermummung, ein paar glücklich in die Stadt gebracht hatte. —

Karl. Was ist denn das, Contrebande?

Großvater. Sieh Karl, wenn zum Beyspiel die Landleute allerley Getraide, Früchte, Vieh und dergleichen zum Verkauf in die Stadt bringen, so müssen sie etwas gewisses von jedem Scheffel oder von jedem Stück bezahlen, das

heißt,

heißt, sie müssen Accise davon geben; wer von seinen Sachen die Accise oder Abgabe bezahlt hat, der kann sie nun öffentlich auf dem Markte verkaufen.

Karl. Ach! darum habe ich immer am Thore früh so viele Landleute stehen sehen; da packte eine Frau ihren Korb aus, dort zeigte ein Mann, was er auf dem Schubkarren geladen hatte — ich wußte immer nicht, was das zu bedeuten hatte!

Großvater. Wer nun aber für seine Sachen die Accise nicht bezahlt hat, und er wird in der Stadt damit erwischt, dem werden sie weggenommen. Solche weggenommene Sachen nennt man nun Contrebande. — Wer nun aus Holland Waaren nach England bringt, der muß auch einen Zoll oder Accise davon abgeben; nun giebts aber Leute, die betrügen nun die Accise und schaffen die Waaren heimlich, ohne etwas davon abzugeben, in die Stadt, — solche Waaren nennt man denn auch Contrebande. Das Gespenst war also so ein Betrüger, der holländische Waaren ohne Accise nach Sunderland brachte, und er wurde ein paar Tage darauf als ein solcher Betrüger hart bestraft. Sieh' liebes Minchen, so endigen sich

gewöhnlich alle Gespenstergeschichten, wenn sie nur von Verständigen gehörig untersucht werden. Wer weiß wie lange der Betrüger seine Mummerey noch fortgetrieben haben würde, wenn der Offizier ihr nicht ein Ende gemacht hätte, und nicht wahr? wäre diese Betrügerey nicht auf diese Art entdeckt worden, so würden alle Unverständige mit den heiligsten Betheurungen versichert haben, es sey wirklich ein Gespenst gewesen?

Minchen. Das ist wahr.

Großvater. Hüte dich also in Zukunft dergleichen Dinge zu glauben! Unverständige werden dir zwar nicht widersprechen, sie werden dich vielmehr noch in deinem Glauben bestärken; aber bey jedem Verständigen wirst du dich lächerlich machen, wenn du leichtgläubig genug bist, solche Erzählungen für etwas mehr als für Mährchen zu halten. — Bedenke es nur selbst, liebes Kind; gesetzt unsere Seelen wären auch wirklich sichtbar — welche Seelen sollten denn nach dem Tode spuken oder als Gespenster erscheinen können? — Nicht wahr, das weißt du, solche Menschen, die hier ein böses Leben führten, kommen nach ihrem Tode in die Hölle, das heißt, an einen Ort, wo es

ihnen

ihnen nicht wohl gehen wird. Glaubst du nun wohl, daß irgend ein böser Mensch würde an einem solchen Orte bleiben wollen, wenn er hier auf der Welt herum spuken könnte?

Minchen. Gewiß nicht, denn auf der Welt muß es doch immer besser seyn als in der Hölle!

Großvater. Oder solltest du glauben, daß der gute Gott, der uns Menschen mehr als ein Vater liebt, bösen Menschen auch noch nach ihrem Tode erlauben sollte uns hier zu schaden?

Minchen. Das ist wohl nicht möglich.

Großvater. Nun sieh' — also die Seelen der Gottlosen können uns wohl unmöglich nach ihrem Tode als Gespenster erscheinen? — Aber sollten es wohl die Seelen frommer Menschen thun können?

Minchen schwieg.

Großvater. Hältst du mich wohl für einen guten oder für einen schlechten Mann?

Minchen nahm des Großvaters Hand und sagte mit Rührung: o wenn ich nur einmal so gut werde, wie Sie, mein gutes Väterchen.

Großvater. Glaubst du denn nun, daß ich nach meinem Tode die Freuden des Himmels,

die mir Gott schenken möge, verlassen und auf der Welt herumirren werde? Oder daß ich wohl gar alsdenn ein Vergnügen darin finden würde, boshafter Weise dich und andere zu erschrecken und in Todesangst zu setzen?

Minchen. O das können Sie gewiß nicht.

Großvater. Nun und kein Seliger wird es wohl können — wer soll nun also nach dem Tode spuken?

Minchen küßte dankbar dem Großvater die Hand für diese Belehrung, die so viel bey ihr nützte, daß sie, unerachtet es nun weit finsterer war als vorher, sogleich, ohne Furcht, allein in den Garten gieng, und mit heiterm Gesicht, ihren Arbeitsbeutel in der Hand, nach einem Weilchen wieder zurückkam.

Da man nun einmal auf solche abergläubische Meinungen gekommen war, so warnte der Großvater seine lieben Kleinen ja nicht allzuleichtgläubig zu seyn. Freylich, sagte er, Ihr müßt jetzt noch manches aufs Wort glauben, weil man Euch von vielen Dingen noch nicht die Gründe sagen kann; aber dann sehet wenigstens zu, wenn ihr glaubet.

Minchen. Nun Marien glaub' ich so leicht nicht wieder!

Großvater. Da würdest du Unrecht thun. Marie ist eine alte Person, die in ihrem Leben vieles erfahren hat; sie kann dir also manches Gute sagen, auch manches, was dir unwahrscheinlich vorkommen dürfte, was aber wohl wahr seyn kann! Nur dann hast du Ursache mißtrauisch gegen sie zu seyn, wenn sie von Dingen sprechen sollte, von denen du leicht selbst beurtheilen kannst, daß sie sie nicht verstehe. — Wohl wirst du jedesmal thun, wenn du bey Dingen, die du von ihr oder von irgend jemand hörst, und die dir unbegreiflich vorkommen, jemand fragest, zu dem du das Vertrauen hast, daß er dich darüber richtig belehren könne.

Minchen. Das will ich gewiß künftig thun, und es ist mir auch schon manchmal eingefallen Sie oder meinem Vater oder den Herrn Magister zu fragen, aber ich weiß nicht — es ist als ob ich mich immer schämte! Den Herrn Magister habe ich auch schon einmal über so etwas gefragt, und da er mir nun zeigte, wie leicht ich hätte einsehen können, daß man mir eine Unwahrheit gesagt habe — so ist's als ob ich gar nicht wieder fragen könnte.

Karl. Das weiß ich noch, du hattest dir weiß machen lassen, die alte Frau, die immer

Sonnabends bey uns ein Allmosen holt, wäre esine Fee.

Großvater. Nun das hättest du freylich elbst beurtheilen können, wenn du nur daran gedacht hättest, daß sie alsdenn wohl nicht, schon so viele Jahre, ein so kümmerliches Leben führen würde — du kennst auch ihre armen Kinder, hast ihr wohl selbst, wie sie vorm Jahre so krank war, einmal mit Marien eine Suppe hingetragen —

Minchen. Daran erinnerte mich eben der Herr Magister.

Großvater. Und wird dir vermuthlich auch gesagt haben, was eine Fee ist oder seyn soll.

Minchen. Er sagte, es wäre eigentlich nicht viel anders, als was wir eine Hexe nennten, nur daß man von den Feen erdichtet hätte, sie wären unsterblich, die alten guten Mütter aber, die wir Hexen nennten, müßten sterben.

Großvater. Er sagte dir also, daß es wirklich Hexen gäbe?

Minchen. O nein! Einfältige Leute glaubten es zwar, sagte er, aber Verständige lachten darüber. Er erzählte uns allerley, was man glaubte, daß die Hexen könnten. aber er zeigte uns auch, daß das unmöglich wäre.

Großvater. So werden dir auch alle verständige Leute sagen. Unwissende und Unverständige, wenn sie andere klügere Leute etwas thun sahen, was sie nicht gleich begreifen konnten, glaubten, daß solche Klügere das nicht mit menschlichen Kräften verrichten könnten, und bildeten sich nun ein, daß diesen von irgend einem Geiste geholfen würde. Diesen Geistern gaben sie denn allerley Namen, bald sollte es ein Erdgeist, bald ein Luftgeist, bald eine Fee, bald ein graues Männchen, bald gar der Teufel selber seyn; und die Leute, denen nach ihrer einfältigen Meinung solche Geister halfen, nennten sie nun Hexenmeister, Hexen, Zauberer und was sie ihnen sonst für Namen gaben. — Seht, Kinder, drum ist es immer gut, wer in seiner Jugend seinen Verstand mit allerley nützlichen Kenntnissen bereichert — einen wohl unterrichteten Menschen wird man nie solche Possen weiß machen können, denn er weiß, daß alles, was man gewöhnlich Hexerey nennt, entweder bloßer Betrug oder Gaukeley ist; unwissende Leute sind dagegen immer leichtgläubig und ängstigen sich oft über Dinge, über die der Klügere herzlich lacht.

Minchen. Der Herr Magister sagte, daß man ganze dicke Bücher voll solcher Feengeschichten hätte und Heinrich bat ihn einmal darum.

Heinrich. Ja, er sollte mir ein's zum Lesen geben, weil er sagte, daß so viel drollichte Dinge drin stünden, aber er wollte es nicht. —

Großvater. Er hat auch seine guten Ursachen dazu gehabt, dir diese Bitte abzuschlagen. Solche Bücher sind nicht für Kinder geschrieben, und ich wüßte auch in der That nur wenige solcher Geschichten, die ihr mit Nutzen lesen könntet — sie würden euch vielmehr größtentheils schädlich seyn.

Lieschen. Wissen Sie denn gar keine, Großpapachen — ach ja! besinnen Sie sich doch, vielleicht fällt Ihnen eine ein, die Sie uns erzählen könnten.

Alle stimmten in Lieschens Bitte ein, denn alle wünschten wenigstens eine Feengeschichte zu hören, um doch zu wissen, was sich von einer Fee so drollichtes erzählen lasse.

Großvater. Nun wohl! Eine will ich Euch erzählen, die euch gefallen wird und auch nützlich seyn kann. Wir werden aber damit nicht fertig werden. Mama wird bald zu Tische rufen.

Alle — Fangen Sie wenigstens nur an; morgen können Sie ja weiter erzählen.

Großvater. Gut! aber sobald Mama ruft, hör' ich auf!

Alle — Ja, ja — wir wollen gewiß nicht weiter bitten.

Großvater. Nun denn! Jedes Feenmährchen hat einen Namen, auch das, was ich euch erzählen will, hat einen — es heißt: das Blümchen Immergrün.

Vor vielen, vielen Jahren lebte eine junge Prinzessinn. Wo? will ich euch nicht sagen, denn das ist mir selbst nicht bekannt worden; doch so viel weiß ich, daß es wohl nicht in unserer Gegend gewesen seyn mag.

(Der Großvater rückte sich auf seinem Stuhl zurecht — Lieschen wiederholte die Worte: eine junge Prinzessinn.)

Ja, fuhr der Großvater fort, in Feenmährchen haben wir's mit lauter vornehmen Personen zu thun; mit Königen und Königinnen, mit Prinzen und Prinzessinnen und Rittern und Damen. — Nina, so hieß unsere junge Prinzessinn, war sehr schön und sehr liebenswürdig — denn sie war noch jung und unschuldig, und so lange man das ist, ist man

immer schön und geliebt. Wohl dem Kinde, bey dem Schönheit und Unschuld nicht mit der Kindheit verschwinden!

Nina war früh eine Waise geworden, sie war nicht einmal so glücklich gewesen ihre Eltern kennen zu lernen. Lilla, eine gutmüthige Fee, eine Freundinn von Nina's Eltrrn, nahm sie zu sich und unterzog sich der Sorge für ihre Erziehung. Nina wußte nicht, daß ihre Wohlthäterin eine Fee sey, aber sie gewann sie bald so lieb wie eine Freundin, und verehrte sie, als wäre es ihre eigne Mutter.

Eines Tages erhielt die Prinzessinn die Erlaubniß mit ihren Gespielinnen auf einer nahen Wiese spatzieren zu gehen und sich da mit ihnen nach eignem Gefallen zu vergnügen. Da giengen sie hüpfend längst dem Bache hin, der die Wiese bewässerte, und haschten Schmetterlinge und pflückten Blumen in ihre Körbchen, die sie am Arm trugen.

Da die Körbchen voll gepflückt waren, setzten sie sich im Kreise unter einen Baum, um da in seinem Schatten Kränze und Sträußer und Blumenketten zu machen, und während dieser angenehmen Beschäftigung schwatzten sie und erzählten sich allerley kleine Geschichten. —

Denn,

Denn, wie Ihr wißt, junge Mädchen sprechen gern und erzählen gern wieder, was sie hörten. Zuletzt schlug man vor, daß eine um die andere ein Liedchen singen sollte. Da sangen sie, wie sie im Kreise saßen, jede ein Liedchen, aber keins gefiel so sehr als Nina's Liedchen. — Schade, daß ich mir es nicht mit denselben Worten gemerkt habe, wie sie es sang, ich kann Euch nur den Inhalt davon sagen, und der war ungefähr folgender:

„Ihr lieben Blümchen, ach! wie Schade! „daß eure Dauer nur so kurz ist! Ihr seyd „ein rührendes Bild des Frühlings und unsrer „Jugend — denn beyde sind so schön, und „beyde eilen so schnell dahin!

„Bescheiden blüht das süßduftende Veilchen „am kühlen Morgen, kaum wagt sich's unter „dem dichten Rasen hervor. Am Abend sucht „es das kleine Mädchen, das die Veilchen „liebt — und findet es nicht mehr.

„Dich schöne Rose pflücke ich, wenn ich des „Mittags wiederkomme, sagte eines Morgens „eine Schäferinn. Sie kam und pflückte die „Rose — da war sie verwelkt und zerfiel in „ihrer Hand.

„Es giebt ein Blümchen, das immer grünet,
„wohl dem Glücklichen, der dieses Blümchen
„pflückt. In unzerstörbarer Schönheit blüht
„es stets, nie sieht man das Blümchen welken.

„Es ist nicht das Veilchen, nicht die Rose;
„blüht nicht auf Wiesen, noch in Gärten —
„im Herzen entsprießt das schöne Blümchen,
„das immer wie neu entfaltet blüht.

„Wünsch't Ihr, daß man Euch immer liebe,
„daß Eure Schönheit nie verblühe; so pflegt
„dieß Blümchen, liebe Mädchen — es heißt
„das Blümchen Immergrün.“

So ungefähr sang Nina, und ihre Gespielinnen dankten ihr für diesen schönen Gesang.

Lieschen. Aber was ist denn das für ein hübsches Blümchen? — Immergrün! hm! ist das in unserm Garten nicht?

Heinrich. Du magst wohl nicht recht Acht gegeben haben: hörtest du nicht: es blüht nicht auf Wiesen, noch in Gärten!

Großvater. Wenn du es jetzt noch nicht kennst, vielleicht lehrt dich es mein Mährchen kennen! Nur mußt du hübsch Achtung geben! — Nina hatte kaum ihr Liedchen geendet, so waren auch alle Blumen in Kränze und

Sträuß-

Sträußchen gebunden. Die Mädchen stunden auf: was werden wir nun machen? fragten sie sich — wir haben so schöne Kränze und Blumenketten: wollen wir nicht die Schöne im Reigen spielen?

Lieschen. Was ist denn das für ein Spiel?

Großvater. Du hast manchmal gesehen, wie die Kinder am Johannistage um einen sogenannten Johannistopf tanzen und dazu singen? Nun, ein ähnliches Spiel war unter den Kindern in dem Lande gebräuchlich, wo Nina lebte, das sie — die Schöne im Reigen nannten. Die Kinder wählten unter sich das Mädchen aus, welches sie für die Schönste hielten, diese putzten sie nun mit Blumen an und setzten ihr einen schönen Blumenkranz auf. Dann faßten sich die Kinder bey den Händen, schlossen einen Kreis oder einen Reigen um sie, und tanzten nun um sie herum und sangen gewisse dazu passende Liederchen.

Es war freylich immer eine kitzliche Sache zu entscheiden, wer unter einer Zahl hübscher Mädchen das schönste sey — gewöhnlich setzte es dabey eine kleine Streitigkeit ab, auch die lieben Mädchen, von denen ich Euch erzähle, konnten darüber nicht alle einig werden. Einige

 woll=

wollten Nina wählen, aber sie war zu beschei-den, als daß sie sich für die Liebenswürdigste un-ter ihren Freundinnen hätte halten sollen, und sie war selbst überzeugt, daß einige derselben sehr schön und liebenswürdig waren, denn sie ver-kannte nicht leicht das Gute, was andere hat-ten, und war nicht eifersüchtig auf sie, wenn sie auch weit schöner als sie selbst gewesen wären.

Wißt ihr was mir einfällt, sagte sie endlich, wir können allen Streit vermeiden, wenn wir darum losen, wer in den Reigen treten soll. Wir wollen jede unser Lieblingsblümchen pflü-cken, haben wir jede die ihrige gefunden, so wollen wir sie zusammen in einen Strohhut thun — alsdenn wollen wir die Blumen in die Luft werfen, und welcher Blume am wei-testen fliegen wird, die soll die Schöne im Rei-gen seyn. Alle gaben diesem glücklichen Einfalle ihren Beyfall, und jede gieng auf der Stelle fort, um ihr Lieblingsblümchen zu suchen.

Unter ihnen war auch eine junge Prinzessinn, mit Namen Röschen, die schelmischer Weise ihre kleinen Freundinnen oft Prinzessinn Böschen nannten, denn sie war in der That oft sehr bos-haft und dabey sehr eitel. Sie lief an ein na-hes Kornfeld und pflückte eine Kornblume, aber

ehe

ehe sie sie in Hut legte, hatte sie unbemerkt einen kleinen Kieselstein oben in den Blumenkelch gesteckt. Ihr begreift leicht, warum die kleine Schlaue dieß that; sie dachte, weil dadurch ihre Blume unter allen die schwerste würde, so würde sie auch am weitesten fortgeworfen werden.

Die übrigen Mädchen wählten ganz unschuldig diejenige Blume, die ihnen am besten gefiel; die eine brachte ein Stiefmütterchen, eine andere ein Himmelsschlüssel- oder Petersschlüssel-Blümchen, eine dritte ein Mayblümchen. Nina war in ein kleines Gebüsch gegangen, um sich eine wilde Rose zu suchen, denn sie liebte diese Blume vor allen andern. Sie fand einen Hagebuttenstrauch, dessen Blume die wilde Rose ist, der über und über mit Blüthen bedeckt war, und wählte, ich weiß nicht ob zufällig oder aus Bescheidenheit, just das kleinste unb leichteste Röschen.

Eben in dem Augenblicke, da die Blumen geworfen werden sollten, erhob sich ein sanftes Lüftchen, das ein Dichter einen Zephyr nennen würde.

Lieschen. Einen Zephyr? das ist artig —

Karl. Ist aber sehr bekannt. Wenn du ein-

einmal ein Gedicht wirst lesen können, da wirst du den Nahmen oft finden. Nun unterbrich Großpapa nicht wieder!

Großvater. Jetzt warf man die Blumen, da schien es, als ob das Lüftchen, welches wehete, Ninas Röschen auf den Rücken nähme, und sanft über alle übrige Blumen hinwegtrüge. Das Röschen flog wohl noch zwey Schritte über die Kornblume, die sonst die weiteste gewesen wäre, hinweg, und Nina wurde unter allgemeinen Freudenruf zur Schönen im Reigen gekränzt — denn alle liebten die schöne Nina und gönnten ihr gern diesen Vorzug.

Als Nina nun mit Blumen geschmückt und gekrönt war, führte man sie auf einen kleinen Rasenhügel — die Mädchen, ebenfalls mit Blumensträußen geschmückt, gaben sich die Hände. schlossen den Reigen und tanzten und sangen um Nina herum. — Aber nun geht mir's just wieder, wie mit dem ersten Liedchen das Nina sang; ich weiß wohl den Innhalt dieses und jenes Liedchens, welches sie sangen, aber wörtlich kann ich Euch keins wiederholen.

Lieschen. Je! das thut ja nichts, sagen Sie nur wieder den Inhalt — wenn wir auch

das Liedchen ganz wüßten, wir könnten doch wohl das Spiel nicht spielen.

Karl. Nun wenigstens möchte ich nicht die Schönste unter Euch aussuchen, wenn Ihr einmal nur ein halbes Dutzend Mädchen beysammen wäret, ich würde nicht gut wegkommen.

Minchen wollte ihm etwas auf diese kleine Bitterkeit antworten, aber eben hörte man die Mama kommen; sie unterdrückte also ihre Antwort, und bat den Großvater um den Inhalt eines solchen Liedchens.

Großvater. Das werde ich just noch können. Nun unter andern lautete eins dieser Lieder ungefähr so:

„Mädchen, die ihr dort im Grase
„Veilchen pflücket, kleine Mädchen,
„Kommt zum Reigentanze!
„Spielet, singet,
„Hüpfet, springet,
„Liebe unschuldsvolle Mädchen,
„Noch blühn Lenz und Jugend euch —
„Kommt zum Reigentanze!
„Noch blühn Lenz und Jugend euch —
„Drum so pflücket blaue Veilchen
„Und die kleinen Wiesenblümchen
„Pflückt zu Kränzen euch ins Haar!

„Dann

„Dann begränzt das schönste Mädchen
„Und um sie die Schönste her,
„Tanzt den frohen Reigentanz.

Kaum hatte Vater Roderich die letzten Worte ausgesprochen, so rufte die Mutter zu Tische. — Ist denn das Lied zu Ende? fragte Ließchen. Ja wohl, antwortete der Großvater, und für heute auch meine Erzählung. Morgen, wenn Gott will, hörst du mehr.

Ließchen. Aber wo bleibt denn die Fee?

Großvater. Sie ist schon in der Nähe. Morgen wirst du gleich von ihr hören und ich denke, du wirst mit ihr zufrieden seyn.

So gern auch alle gewünscht hätten, daß der Großvater noch ein Weilchen forterzählt hätte, so hielten sie doch ihr Wort und drangen nicht weiter in ihn.

Fortsetzung am zweiten Abend.

Nun Großvaterchen, rief Ließchen, als sich alle, wie gewöhnlich um Vater Roderich her gesetzt hatten, heute kommt doch die Fee?

Großvater. Sie wird gleich erscheinen; nur ein

ein kleines Weilchen Gedult. Wir verließen gestern die Mädchen beym Reigentanze.

Minchen. O das hat Lieẞchen gewiß nicht vergessen können; sie hat sich schon eine Melodie zu dem Reigentanz-Liedchen gemacht.

Großvater. (zu Lieẞchen) Du hast dir's also wohl gemerkt?

Lieẞchen. Ja, aber nur die ersten Worte, wenn Großvaterchen die Geschichte erzählt hat, alsdenn will ich ihn schon bitten, daß er mir's noch einmal sagt.

Großvater. Jetzt also willst du es nicht noch einmal hören? Nun, so will ich fortfahren. Die Mädchen tanzten und sangen noch munter um Prinzessin Nina her, als sie plötzlich, im nahen Gebüsche etwas rascheln hörten. Sie wurden aufmerksam, ihr Gesang schwieg — da trat hinter einem Gesträuche ein altes Mütterchen hervor, das keine zu kennen schien und kam auf die kleinen Tänzerinnen zugegangen.

Lieẞchen. O das ist gewiß die Fee!

Karl. Du wirst es ja wohl hören, unterbrich doch den Großvater nicht so oft!

Großvater. Die Mädchen erschracken anfangs über diese schnelle Erscheinung einer Unbekann-

bekannten in einer Gegend, wo sonst Niemand hinzukommen pflegte, und die weniger beherzten unter ihnen wollten schon entfliehen, nur die freundliche Miene der Alten und der sanfte Ton ihrer Stimme, als sie sie anredete, beruhigten sie wieder, daß sie stehen blieben. Sie trug ein grünes Kleid und einen von Binsen geflochtenen Hut von derselben Farbe, der mit einen Strauß von grünen Blättern verziert war. Ihre Handschuh waren von einem grünem Zeug, in der Hand hielt sie einen grünen Blumentopf, in welchen ein kleines grünes Bäumchen gepflanzt war.

Wegen ihres grünen Anzuges, und weil alles, was sie sonst hatte, grün war, nannten sie daher alle die sie kannten, Mutter Grünchen.

„Laßt Euch nicht in eurer Freude stören, lieben Kinder, redete sie die verwunderten Mädchen an, ich sehe es gern, wenn sich die jungen Mädchen ein so unschuldiges Vergnügen machen. Aber du, meine liebe Nina, sangest vorhin ein Liedchen von einem gewissen Blümchen, das nimmer welkt! Du nanntest es das Blümchen Immergrün! — Ich sahe dich darauf ein wildes Rößchen, dort im Gebüsche

büsche pflücken, durch diese Wahl scheinst du mir es werth zu seyn, daß ich dir ein Geschenk mache, das sehr viel zu deinem Glücke beitragen kann, wenn du es wirst zu schätzen wissen.

Hier, liebes Kind, fuhr sie fort, indem sie näher zu Nina hinzu trat, die sie mit Verwunderung anhörte, nimm diesen grünen Zweig, auf dem du vier Blumen und zwey Knospen siehst — es ist das Blümchen Immergrün — ich mache dir ein Geschenk damit. — Pflege es mit Sorgfalt, aber merke wohl, was ich dir sage — nicht durch bloßes Begießen wirst du es in seiner unverwelklichen Schönheit erhalten!

Sieh' hier dieß rosenrothe Blümchen ist — das Blümchen der Bescheidenheit. So lange wird auch dieß Blümchen in frischer Schönheit blühen.

Dieß zweite Blümchen, dessen reine weiße Farbe dem Auge so sanft schmeichelt — ist das Blümchen der Tugend — sobald du irgend eine deiner Pflichten vernachlässigen solltest, würde es sogleich durch unreine Flecken entstellt werden.

Dieß dritte hier, sieh, hat das reinste Gold ein so schönes Gelb? — es ist das Blümchen der Wohlthätigkeit. Wirst du immer gut, wird dein Herz immer voll Wohlwollen gegen andere seyn — so wird es immer gleich schön blühen.

Und hier dieß vierte Blümchen, dessen schönes Blau, mit dem Blau des Himmels am schönsten Tage wetteifert, ist das Blümchen der Sanftheit — jedesmal wenn Nina ungeduldig oder gar zornig werden sollte, würde das schöne Blau erblassen und durch ein düsteres Aschgrau würde das Blümchen seine Trauer über Ninas Fehler bezeigen.

Aus dieser Knospe, fuhr Mutter Grünchen fort, die sich anfängt zu öfnen, wird die Blume des Verstandes hervorblühen — sie wird sich langsamer oder schneller entfalten, je nachdem du deinen Verstand ausbilden wirst. An ihr kannst du erkennen, ob du in der Erkenntniß und Weißheit fortschreitest oder nicht.

Die zweite Knospe schließt den Keim der Blume der Grazien in sich. Je weniger du darauf denken wirst gefallen zu wollen, je früher wird diese Blume aufbrechen — und sie wird

wird dann durch ihre schöne Blüthe alle übrige Blumen verschönern.

O liebes gutes Mütterchen, rief Nina freudenvoll aus, indem sie den schönen wundervollen Zweig aus Mutter Grünchens Händen empfieng, wie soll ich dir für ein so herrliches Geschenk danken? O helft mir, Ihr Lieben, oder nein! komm, liebes Mütterchen, komm mit mir zu meiner guten Mutter. Gewiß kennst du die gute Lilla — sie wird mir rathen, wie ich dir danken kann, sie wird dir selbst danken —

Liebes Kind, antwortete ihr Mutter Grünchen — du kannst mir deine Dankbarkeit durch nichts so sehr beweisen, als wenn du mir einst das Blümchen, das ich dir zurücklasse, so wieder zeigest, wie ich dir es heute gab. In drey Jahren besuche ich dich wieder, blüht dann dein Blümchen noch so schön und frisch — so bin ich reichlich belohnt und du und dein Blümchen werden dann auf immer gleich gut und schön bleiben.

Mutter Grünchen rief dann die andern Mädchen herbey — sie kamen, und nun gab sie jeder derselben auch ähnliche Blümchen von ihrem wundervollen Bäumchen; der einen fün-

se, einer andern viere und weniger, so wie sie wußte, daß sie diese oder jene gute Eigenschaft hätten, die ausgebildet werden könnte. — Man will sagen, daß Prinzessin Röschen, die man im Scherz immer Böschen nannte, nur eine Knospe von Mutter Grünchen empfieng — und daß sie auch diese Einzige nie zum Aufblühen bringen konnte. Ich erzähle blos nach, was ich hörte, und weiß also nicht, ob das, was man von ihr sagt, gegründet ist; so viel weiß ich aber gewiß, daß Niemand die Geschichte ihres Lebens geschrieben hat und zwar bloß deswegen, weil sich diese junge Dame überall einen übeln Ruf erworben hat.

Die Fee —

Ließchen. Siehst du Karl, daß Mutter Grünchen eine Fee war?

Karl. Du hast dich wohl recht anstrengen müssen, das du errathen.

Minchen. Karl, Karl — schon zwey solche bittere Antworten! weißt du was du versprochen hast?

Ließchen. Nun Karl meints aber doch nicht böse!

Karl. Nein du kleine Schwätzerin (indem er sie küßt) wer wollte denn auf dich böse seyn

laß

— laß nur Großvaterchen hübsch forterzählen!

Großvater. (zu Karl) Siehst du aber nicht, daß du durch dein Schmälen mit der armen Kleinen die Erzählung noch länger aufhältst? Ich habe ja versprochen, die Geschichte heute noch zu endigen — laß sie also immer schwatzen, und überlaß es dann nur mir, ihr zu sagen, wenn es genug ist.

Karl. Verzeihen Sie mir diese Unartigkeit, liebes Vaterchen, Sie sollen sie nicht wieder an mir finden! — (er streichelte ihm die Hände und rückte sich näher zu Ließchen, um ihr zu schmeicheln.)

Der Großvater fuhr fort: Die Fee, Mutter Grünchen, war also eine Fee, wie Ließchen errathen hat, gieng, nachdem sie ihre Geschenke vertheilt hatte, wieder nach dem Gebüsche zu und kam plötzlich den Mädchen aus den Augen.

Lange standen sie noch, erstaunt über diese Erscheinung, und sahen nach der Gegend zu, wo das gute Mutterchen hingegangen war; jetzt vergaßen sie Tanz und Spiel, und alle die schönen Blumen, die sie vorher so mühsam selbst gepflückt und in Kränze gebunden hatten,

sie dachten und bewunderten und freuten sich nur an denen, die ihnen waren von Mutter Gründchen geschenkt worden. Eine zeigte der andern die ihrigen, dann eilten alle, um sie ihren Eltern oder Freundinnen zu zeigen. Auch Nina eilte zu ihrer guten Lilla und zeigte ihr den schönen Zweig, und erzählte ihr mit freudigen Geberden alles was vorgefallen war.

Sie hatte ein schönes Gefäß von Porzellan, hierein stellte sie die kostbare Blume mit dem festen Vorsatze, sie mit aller möglichen Sorgfalt zu pflegen und ja nichts zu thun, was das liebe Blümchen verunstalten könnte. Lilla schien sich sehr über diese Begebenheit zu verwundern, als sie ihr von Nina erzählt wurde — aber man hat nach der Zeit erfahren, daß Lilla und Mutter Gründchen eine und dieselbe Person gewesen sey.

Ließchen. Ach! wie ist denn das möglich? Nina kannte sie ja nicht.

Großvater. Ja sieh' das gehört eben zur Kunst der Feen, daß sie sich in jedem Augenblicke in jede Gestalt verwandeln können, wie sie nur wollen. Jetzt siehst du sie als alte Mutter, einen Augenblick darauf als das schönste jüngste Mädchen und wieder nach einem Augen-

genblick siehst du sie wohl gar nicht — plötzlich erblickst du sie etwa in der Gestalt eines Vogels oder eines vierfüßigen Thieres.

Ließchen. Nun da sieht man wohl, daß es Mährchen sind.

Großvater. Die sich aber doch wohl artig genug anhören lassen.

Ließchen. O ja! nun? wie wurde es denn nun weiter?

Großvater. Nina schlief die darauf folgende Nacht sehr vergnügt ein, aber da ihr Kopf voll war von den Gegenständen, die sie den Tag über beschäftigt hatten, so träumte sie die ganze Nacht hindurch von nichts, als Wiesen, und Tänzen und Feen und befeeten oder bezauberten Blumen. Ihre erste Sorge, bey ihrem Erwachen war, daß sie sogleich untersuchen wollte, ob etwa ihr liebes Blümchen die Nacht über eine Veränderung erlitten hätte. Sie lief nach dem Gefäß zu, in welchen sie stand — aber indem sie sich einem Fenster näherte, hörte sie einen großen Lerm auf der Straße. Sie öfnete es und sahe einen ganzen Haufen kleiner muthwilliger Knaben, die mit großem Geschrey eine arme Frau verfolgten. Die tollen Sprünge und die unartigen

Reden dieser ungezogenen Kinder machten der Prinzessin so viel Vergnügen, daß sie herzlich darüber lachte und das Fenster nicht eher verließ, als bis sie den lermenden Haufen nicht mehr sehen konnte.

Jetzt eilte sie zu ihrem lieben Blumenzweige aber o Himmel! wie groß war ihr Erstaunen und ihr Schmerz!

(Lieschen wollte schon wieder fragen, aber Bruder Karl hielt ihr schnell die Hand vor den Mund.)

Sie erblickte die traurigste Veränderung! Das schöne Rosenroth des Blümchens der Bescheidenheit schien zu erblassen und das Blümchen der Wohlthätigkeit oder des Wohlwollens hatte verschiedene kleine Flecken!

Ach! rief Lieschen, ehe Bruder Karl sich's versahe, warum denn?

Großvater. Weißt du nicht mehr, was Nina kurz zuvor that? — Doch auch Nina begriff nicht gleich, daß sie unrecht gehandelt habe. Höre also was geschahe! Nina wurde innig betrübt, als sie ihre lieben Blümchen so verändert sahe, sie stand vor ihnen da, die Thränen traten ihr in die Augen — da trat Lilla zu ihr in's Zimmer. Was fehlt

meiner

meiner Nina, fragte sie, woher diese Thränen? Ach! antwortete Nina, sieh hieher, sieh meine lieben Blümchen, wie verändert sie sind! O sage mir, liebe gute Lilla, was habe ich gethan, worin habe ich gefehlt, daß meine Blümchen so entstellt sind? — Wirklich war Nina unschuldig, sie glaubte im Ernst nichts Böses gethan zu haben! Lilla kannte sie, und da sie eine Fee war, wußte sie auch schon, was vorgefallen war, doch ließ sie sich von Nina erzählen, womit sie sich beschäftigt habe, seitdem sie aufgestanden sey — und Nina verschwieg ihr nichts, auch das nicht, daß sie durch einen Lermen auf der Strasse gelockt, zum Fenster hinausgesehen, und daß ihr die muthwilligen Possen der ungezogenen Knaben viel Spaß gemacht hatten. Da sagte ihr Lilla, daß das Blümchen der Bescheidenheit nicht umsonst erblaßt sey, und daß das Blümchen des Wohlwollens nicht ohne Ursache Flecken bekommen habe — denn ein junges Mädchen dürfe nie eine unbescheidne Neugierde zeigen noch weniger dürfe sie dann lachen, wenn sie wahrnehme, daß sich andere über jemand lustig machten. Du zeigtest eine unartige Neugierde, fuhr sie fort, da du bey einem kleinen Lär-

men an's Fenster flogest — und so verriethest du Mangel an Wohlwollen, da du nicht nur gleichgültig eine arme Frau leiden sehen, sondern sogar mit Vergnügen zuhören konntest, da man sie verspottete — oder glaubst du nicht, daß es der armen Frau wehe that, da die muthwilligen Knaben sie mit lautem Gespötte verfolgten? — Nina fühlte ihr Unrecht, sie sah wehmüthig nach dem Blümchen hin, und ihr Blick schien sie um Verzeihung zu bitten — und war nun den ganzen Tag über so liebenswürdig, daß, noch ehe der Abend einbrach, ihr Zweig wieder in voller Schönheit blühete.

Lieschen. O das ist allerliebst!

Karl. Du hättest dir wohl öfters so ein Späßchen gemacht; hättest erst deine Blümchen traurig die Köpfchen hängen lassen, um sie Abends wieder recht munter und frisch zu sehen.

Minchen. Wie du nicht alles sogleich erräthst! Warum soll denn Lieschen nicht sagen, daß es allerliebst war, daß der Zweig Abends wieder so schön blühete!

Karl. Dawider habe ich gar nichts, ja, wenn du es erlaubst, ich finde es selbst recht artig. — Aber gut ist's doch, daß gewisse

Leute

Leute kein solches Zweigelchen haben, es könnte zu einer herrlichen Entschuldigung dienen, wenn sie etwa einmal ein wenig sehr neugierig wären — gewiß würden sie alsdenn sagen: je! ich wollte nur sehen — ob mein Zweigelchen noch seine Kraft hätte! —

Großvater. Stille nun, kleiner Spötter, sonst entsteht Streit! — Unsere Nina wurde durch diese kleine Lehre weit aufmerksamer auf sich, und hütete sich besonders vor der unanständigen Neugierde, die freylich kein schöner Fehler ist. Sie erkannte nun auch, daß es nicht geringe Sorgfalt und Wachsamkeit erfordere, das zartfühlende Blümchen Immergrün, stets in seiner vollen Schönheit zu erhalten. — Doch kostete es ihr in Zukunft nur wenig Aufmerksamkeit, um sich das schöne goldgelbe Blümchen immer ohne Flecken zu sehen. Nina war von Natur gefühlvoll und gut, sie empfand schnell und tief jedes Leiden, das Andere traf und um zu helfen, so viel sie konnte, durfte sie nur der Stimme ihres Herzens folgen.

Lange Zeit gelang es ihr nicht so gut, das himmelblaue Blümchen der Sanftmuth immer schön zu erhalten. Nina war lebhaft, und

oft

oft artete sogar diese Lebhaftigkeit in Hitze aus — und doch überzog bey jeder Anwandlung mürrischer Laune, bey jeder kleinen Ungedult, bey jedem verdrießlichen Gesicht, das schöne Blümchen sich mit der traurigen aschgrauen Farbe, und klagte durch sein mattes Hinhängen stumm, aber beredt genug für Nina — die Fehler, die sich nicht mit der Sanftheit vertragen. Mit dem lobenswerthesten Eifer suchte aber Nina jedesmal ihre Fehler wieder so gut zu machen, als sie es nur vermochte, denn sie war überzeugt: daß es weit weniger schimpflich sey, seine Fehler wieder gut zu machen, als sie zu begehen.

Man versichert, daß das weiße Blümchen, so lange es in Nina's Verwahrung blieb, nie an seiner Reinheit verlohr. Zwar ist es wahr, Nina bemerkte eines Tages einen kleinen Flekken daran — aber eine Thräne, die sie darauf fallen ließ, verwischte ihn sogleich wieder. Auch weiß man nicht, von welcher Schwachheit sie jemals übereilt wurde — denn wer vergißt nicht gern einen Fehler, der den, der ihn begieng, bis zu Thränen rührte! — O daß ihr guten Kinder doch nie öfter Eure Pflichten vernachlässigen, und daß Ihr, wenn

Euch

Euch ja ein Fehler übereilte, ihn mit so herzlicher Reue beweinen möchtet, wie die gute Nina, wie gern würde man ihn Euch vergeben und vergessen!

Vater Roderich sagte dieß mit vieler Rührung, er schwieg ein Weilchen, die Kinder schienen ebenfalls sehr bewegt, es war eine merkwürdige Stille, endlich fuhr der Großvater fort:

Die kleine Knospe, aus der sich das Blümchen des Verstandes entfalten sollte, wurde täglich sichtbar größer und stärker, und mit dem größten Vergnügen bemerkte es Nina. So oft sie daher sich bewußt war, bey irgend einer Belehrung aufmerksam und gelehrig gewesen zu seyn, so oft sie etwas Neues gehört, gesehen, oder auf sonst eine Art gelernt zu haben glaubte, was zur fernern Bildung ihres Verstandes beytragen konnte, so berathfragte sie dieß wunderbare Blümchen, und gewöhnlich fand sie, daß irgend ein neues Blättchen sich entwickelt oder anders als vorhin sich gezeichnet habe.

Dieses Blümchen war auch unter allen das wunderbarste. Die übrigen blieben in Ansehung ihrer Farbe, Gestalt und Größe immer sich gleich — nur dann veränderten sie sich,

wenn Nina wider eine der Tugenden fehlte, denen sie gewidmet waren; sobald sie aber ihre Fehler bereute, verbesserte oder wieder gut machte, blühten sie wie vorhin. Nicht so war es mit dem Blümchen des Verstandes; man konnte nichts mannichfaltigeres sehen, so groß war die Verschiedenheit der kleinen Blätter, so abwechselnd war ihre Gestalt, ihre Farbe und die Zeichnung derselben. Auf dem einen erblickte man allerley kleine niedliche Landschaften, auf einem andern reiche und mit Geschmack gezeichnete Stickereyen — denn Nina zeichnete und stickte schön und geschmackvoll. Hier bemerkte man mancherley Vorstellungen aus der Geschichte, besonders mehrere treffliche Scenen aus der Geschichte ihres Vaterlandes; dort sahe man ein Blättchen, auf dem eine Weltcharte gezeichnet war — denn Nina trieb Geschichte und Geographie gern und mit Fleiß, vorzüglich gefiel ihr die Geschichte ihres Vaterlandes. Daher kannte sie die Namen aller großen und edlen und guten Menschen, die es je hervorbrachte, und hatte die schönen Handlungen oder die großen Thaten derselben ihrem Gedächtniß wohl eingeprägt, durch die jene edlen Menschen berühmt wurden. Auf mehrern kleinen

Blättern waren eine Anzahl Menschen in verschiedenen Stellungen abgebildet, an ihren Geberden erkannte man sie, als die verschiedenen Charaktere guter oder schlechterer Menschen; es schien eine Gallerie der Laster und Tugenden, die Menschen glücklich oder elend machen, so wie sie Nina sich nach und nach gedacht hatte. Auf noch andern sahe man die mannichfaltigen Geschlechter und Gattungen von Thieren und Pflanzen und Steinen — Weißt du wohl, was diese vorstellen sollten? (zu Karl)

Karl. Gewiß die drey Naturreiche!

Großvater. Getroffen! Sieh', auch Nina mußte sich damit bekannt gemacht haben, denn ihr treues Blümchen hatte sie fleißig, wie in einem Cabinette, auf seinen Blättern gesammelt.

Karl. Ich wünschte schon so ein kleines niedliches Naturaliencabinet zu haben!

Lieschen. Nicht wahr, ein Naturaliencabinet ist doch so eine Sammlung von Vögeln, Fischen, Schmetterlingen —

Karl. Freylich — auch von allen Arten Steinen und vierfüßigen Thieren, wenn sie recht vollständig ist. Aber eigentlich heißt nur das Zimmer das Naturaliencabinet, worin die Natura-

turalien aufbewahrt werden, nicht wahr, Groß-vaterchen?

Großvater. Ja, doch nennt man auch Schränke und andere Behälter, worin sie aufgestellt werden, auch so — und gemeiniglich versteht man die Sammlung selbst darunter. Es ist just so wie mit dem Worte Gallerie.

Lieschen. Ach ja! Sie sagten vorhin, auf den kleinen Blätterchen wäre eine Gallerie von Lastern und Tugenden gewesen — ich verstand es nicht recht, wollte Sie aber nicht gern gleich unterbrechen.

Großvater. Nun sieh' — eine Gallerie ist eigentlich ein langer Gang; alsdenn nennt man die großen Zimmer oder Säle so, in welchen große Sammlungen seltner und kostbarer Gemälde aufgehangen sind. Dann versteht man aber auch unter dem Worte Gallerie eine solche Gemäldesammlung selbst. So sagt man zum Beyspiel — die Gallerie zu Dreßden — und versteht die prächtige und sehr zahlreiche Gemäldesammlung darunter, die in Dreßden in gewissen dazu bestimmten Sälen aufgehangen sind. Aber auch kleinere Sammlungen guter Gemälde kann man schon eine Gallerie nennen. Wenn du nun zum Beyspiel eine Sammlung

von Gemälden hättest, auf welchen alle tugendhafte und lasterhafte Handlungen der Menschen, oder doch ein großer Theil derselben, vorgestellt wären, so könntest du das eine Gallerie von Lastern und Tugenden nennen. Hast du mich verstanden?

Lieschen. O ja, liebes Großvaterchen. Ach, wer doch so ein allerliebstes Blümchen hätte!

Großvater. Fällt dir nicht ein, Heinrich, wo noch eine so berühmte Gallerie ist, wie die Dreßdner?

Heinrich. (sich besinnend). Ich weiß es, sie gehört dem Churfürsten von der Pfalz.

Karl. Von Pfalz-Bayern, willst du sagen!

Heinrich. Glaubst du, daß ich vergessen habe, daß der Churfürst von Pfalz jetzt zugleich auch Churfürst von Bayern ist? — Wenn mir nur der Name der Stadt einfallen wollte — (schnell) Düsseldorf — ja in Düsseldorf.

Großvater. Richtig! sie soll noch zahlreicher als die Dreßdner seyn. — Aber wir

vergessen ja unsere Nina ganz. Wo blieb ich denn gleich stehen? —

Lieschen. Sie beschrieben noch das wunderbare Blümchen des Verstandes.

Großvater. Also auch viele Gegenstände der sogenannten Naturgeschichte waren auf den kleinen Blättchen auf die niedlichste Art vorgestellt. Wieder auf andern Blättern erblickte man allerley Geräthschaften, die die verschiedenen weiblichen Beschäftigungen, Spinnen, Nehen und dergleichen mehr, angaben. Mehrere Blätter waren mit musikalischen Instrumenten verziert; da schien eine goldne Laute an ein Musikpult hingelehnt zu seyn — das Lieblingsinstrument junger Damen, zu der Zeit, da unsre Nina lebte; dort stand eine Harfe künstlich mit Elfenbein ausgelegt; kurz auf jedem Blättchen bemerkte man irgend ein Zeichen von den mannigfaltigen Wissenschaften, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, die nur immer junge Damen sich zu erwerben oder zu erlernen pflegen, um ihren Verstand damit zu bilden und zu zieren.

Lieschen. Und alle diese Geschicklichkeiten und Kenntnisse hatte Nina erlangt?

Groß-

Großvater. Sonst würden sie wohl nicht auf dem Blümchen ausgedrückt gewesen seyn. Oder verwunderst du dich etwa darüber, daß ihrer so viel sind? —

Lieschen. Ach nein, aber ich glaubte nur nicht, daß eine Prinzessinn auch würde solche Dinge gelernt haben, wie zum Beyspiel das Spinnen!

Großvater. Hältst du das für eine so niedrige Beschäftigung? Freylich jetzt schämt sich wohl manches kleine Mamsellchen sich bey dem Rocken oder dem Spinnrade antreffen zu lassen, aber sonst war es doch nicht so. Die Töchter der Könige und Fürsten spannen mit ihren Mägden, wie sie damals hießen, um die Wette, und ihre Mütter giengen ihnen selbst darin mit ihrem Beyspiel zuvor. Jetzt würde nun wohl ein sogenanntes Hoffräulein das Gesicht ziemlich verziehen, wenn man ihr so etwas zumuthen wollte, und wenn es auch einmal ihrer Gebieterinn einfallen sollte zum Scherz einen Spinnrocken in die Hand zu nehmen. Ja wir wissen es sogar von den Töchtern eines großen Kaisers, daß sie fleißig spannen; ist er dir bekannt, Heinrich?

Heinrich. Karl der Große!

Großvater. Weißt du wenn der lebte, Karl?

Karl. O das sind wohl bald tausend Jahr. Ich weiß wohl, im Jahr achthundert nach Christi Geburt wurde er zum Kaiser gekrönt.

Großvater. Schön! das hast du dir gut gemerkt. Nun wieder zu unsrer Nina!

Noch habe ich Euch nichts von der zweyten Knospe gesagt, in welcher der Keim zu der reizenden Blume der Grazie verschlossen lag. Auch sie entfaltete sich zur schönsten Blume, und zwar so unbemerkt, wie es Mutter Gründchen vorher gesagt hatte. Nina hatte daher Gelegenheit eine ganz besondere Bemerkung bey ihrem Aufblühen zu machen. Sie wünschte so sehnlich, daß auch dieses Blümchen vollkommen aufblühen möchte, da alle übrigen so schön blüheten — und versuchte es daher einigemal ihre Blüthenzeit zu beschleunigen — sie glaubte nämlich, wenn sie sich recht bemühete ihr Aeußeres so angenehm als möglich zu machen, so würde

das

das Blümchen der Grazie sich wohl aufschließen müssen. Da trat sie denn oft hin vor dem Spiegel und sann, wie sie ihrem Gesichte recht angenehme Züge geben und wie sie ihren Körper auf die gefälligste Art bewegen könnte; dann übte sie sich darin, und wenn es ihr nun schien, daß sie jetzt doch wohl gefallen werde — da befragte sie ihr kleines Blümchen. Aber ach! nach einer jeden solchen Uebung fand sie, daß sich das Blümchen weit fester wieder verschlossen hatte als es vorher gewesen war. Auch bemerkte sie, daß es sich nur dann wieder öffne, wenn sie am wenigsten daran dachte. Natürlich folgte sie endlich dem Winke, und das Blümchen öffnete sich zu ihrer Freude, früher noch, als sie erwartet hatte. Es trieb zwar nur drey Blättchen, aber diese waren so schön, so reizend, daß, wie durch einen geheimen Zauber, ihre mächtige Schönheit sich über alle übrige Blumen des ganzen lieblichen Zweiges verbreitete und sie noch um eins verschönerte.

Ihr könnt Euch wohl von selbst denken, daß Nina, die im Besitz des wunderbaren Blümchens

chens Immergrün war, und die es mit so vieler Sorgsamkeit pflegte, die vollkommenste Prinzessinn ihrer Zeit wurde. Das Gerücht von ihren vortrefflichen Eigenschaften verbreitete sich daher auch schnell und bis in die entferntesten Gegenden. Denn, wie Ihr wißt, es giebt eine Art von Fee, die man den Ruf oder das Gerücht nennt, und die nur damit beschäftigt ist, alles was sie hört, das Gute sowohl als das Böse, mit der größten Behendigkeit überall auszubreiten. Vorzüglich gern sammelt sie die Nachrichten von Personen, die unter den Menschen, schon ihrer Geburt nach, einen hohen Rang behaupten, und macht sie dann durch die ganze Welt, die nur das Schicksal derselben interessiren kann, bekannt. Diese schwatzhafte Fee, die freylich sonst mehr Böses als Gutes stiftete, machte sich nun ein ganz besonderes Vergnügen daraus, die liebenswürdigen Eigenschaften der tugendhaften Nina allenthalben so vortheilhaft kund zu machen, daß alle Völker der Erde sich Nina zu ihrer Beherrscherin wünschten, wenn sie wirklich so seyn sollte, wie der Ruf von ihr erzählte!

Der

Der Sohn des Königs der Roxolanen, der Erbe des weitläuftigsten und mächtigsten Reichs der Erde, unternahm, blos um sie zu sehen, eine große Reise.

Karl. König der Roxolanen? — Die wüßt' ich doch nicht auf der Charte zu finden; habe auch nie etwas von einem Volke gehört, das die Roxolanen hieße.

Großvater. Ja, lieber Karl, das Land mag wohl im Feenreiche liegen, und wie du weißt, haben wir davon noch keine Charten.

Karl. Ich dachte es wohl, daß es nur so ein erdichteter Nahme wäre.

Großvater. Nun dem sey, wie ihm wolle. Genug für uns ist der Erbe dieses Reichs immer eine merkwürdige Person. Er langte in Lilla's Pallast an, sahe Nina, und fand, daß das Gerücht noch viel zu wenig von ihr gesagt habe. Er liebte sie im ersten Augenblicke, da er sie sahe und hielt bey Lilla um ihre Hand an. Lilla sagte sie ihm zu, doch nicht weil er der Erbe eines großen und mächtigen Reichs, nicht weil er ungemein reizend

gebildet war — sondern weil sie wußte, daß dieser liebenswürdige Prinz das Blümchen Immergrün mit eben der Sorgsamkeit gepflegt und in seiner vollen Schönheit erhalten hatte, wie ihre liebe Nina. Denn es giebt auch ein Blümchen Immergrün für die Männer, das nur in wenigen Stücken von dem verschieden ist, wovon ich euch erzählt habe.

Karl. O gewiß hatte es ihm Mutter Grünchen auch geschenkt!

Großvater. Kann wohl seyn, doch jetzt laß mich vollends Nina's Geschichte endigen.

Ließchen. O weh! schon alle?

Karl. Vielleicht weiß Großvater auch die Geschichte von dem Blümchen Immergrün, daß der Prinz geschenkt bekommen hatte! Nicht Großvaterchen.

Großvater. Vielleicht fällt sie mir wieder bey, jetzt könnt ich sie wenigstens nicht erzählen, du wirst mich schon erinnern, daß ich wieder daran denke.

Karl. O daran soll es gewiß nicht fehlen! — Nun, jetzt vollends Nina's Geschichte!

Großvater. Kaum hatte der Prinz die Versicherung von Lilla erhalten, daß Nina die Seine werden sollte, so betrieb er mit Ungedult ihre Abreise. Er wollte nun in ihrer Gesellschaft zu seinen Eltern zurückkehren. Lilla war ihm darin nicht entgegen, und wäre sie auch nicht Fee gewesen, als sorgsame Mutter hatte sie sich schon lange den Fall gedacht, daß ihre geliebte Pflegetochter einst würde von ihr getrennt werden, sie hatte daher auch lange schon alles in Bereitschaft, was zur Ausstattung derselben nur immer nöthig seyn konnte. Desto trauriger war Nina, als sie von ihrer nahen Abreise sprechen hörte. Alles zu verlassen, was ihr so lange lieb gewesen war, ihre innigst geliebte Mutter, ihre Freundinnen, die Gegenden, worin sie so lange Zeit so froh und glücklich gewesen war — es kam ihrem gefühlvollen Herzen sehr bitter vor. Doch die Pflicht rufte sie, sie liebte den Prinzen, sie machte ihn glücklich, wenn sie gern und bald ihm folgte — sie weinte noch eine Thrä-

ne und nun erwartete sie mit heiterer Ruhe den Tag der Trennung.

Doch unmöglich konnte sie diese Gegend, vielleicht auf immer verlassen, ohne noch einmal die Flur und das kleine Gebüsch zu besuchen, wo sie das unschätzbare Geschenk, dem sie beynahe ihr ganzes Glück verdankte, erhalten hatte. Sie hoffte dort Mutter Gründchen zu finden, und ihr noch einmal mit aller Wärme danken zu können. — Denn eben waren drey Jahr verflossen, und nach drey Jahren hatte sie versprochen, Nina wieder zu sehen!

Eben an dem Morgen des für sie so feyerlichen Tages, an dem ihre Abreise festgesetzt war, stand sie auf, ehe noch die Sonne die niedern Gegenden des schönen Thales erhellte, worinn Lilla's reizende Wohnung und die blumenreichen Fluren und das kleine Gebüsch lagen, das Nina so merkwürdig worden war. Ihre schöne Gestalt in ein weißes Gewand gehüllt, ward fast überirrdisch, als sie den köstlichen Zweig an ihren Busen heftete —

es

es war ihr einziger Schmuck, aber so verschönerte nie ein Schmuck das Mädchen, das ihn trug. Unbemerkt gieng sie die ihr bekannten Wege und beschäftigt theils mit dem Gedanken an die nahe Trennung, theils mit der Erwartung, ob sie Mutter Grünchen finden und wie sie ihr danken werde, kam sie dem kleinen Gebüsche näher! Aber — welche Ueberraschung für sie, hier anstatt Mutter Grünchen, ihre grosmüthige Freundin und Wohlthäterin, ihre Lilla zu finden, von der sie doch so gewiß wußte, daß sie sie zu Hause verlassen hatte!

Wundere dich nicht, liebe Tochter, redete sie die wohlthätige Fee an, mich hier zu finden, denn wisse, daß ich es bin, die dein dankbares Herz noch einmal zu sehen wünscht. Ich war es, die dir unter der Gestalt der Mutter Grünchen diesen dir so lieb gewordenen Zweig gab, und ich half dir, unter dem Nahmen deiner Lilla, ihn pflegen. Ich bin belohnt, denn du warest es werth, daß ich es übernahm, deine Jugend zu leiten, jetzt bedarfst du meiner Hülfe nicht mehr, denn immer

mer wird dein Zweig in gleicher Schönheit grünen und immer wird meine Nina liebenswürdig und geliebt seyn — denn ein tugendhaftes Herz und ein Verstand so gebildet wie der deine, geben den Reizen eines schönen Körpers einen so mächtigen Zauber, den weder Zeit noch Zufall vertilgen kann. Jetzt geh' und folge dem Rufe deiner Pflicht. Dein dir bestimmter Gemahl ist es werth, durch dich glücklich zu seyn, und er wird es durch dich seyn, so wie du durch ihn. Immer wird mein Auge mit Wohlgefallen dich begleiten, und Nina wird Lilla nie vergessen.

O meine theure Mutter, meine Freundinn, meine Wohlthäterin! — mehr vermochte Nina nicht zu sprechen, so voll war ihr Herz — sie sank zu Lilla's Füßen, umschloß fest ihre Knie und verbarg ihr schönes Gesicht in Lilla's Gewand. Sanft, doch mit unwiderstehbarer Gewalt hob sie die Fee auf, schloß sie in ihre Arme, küßte sie, auch ihrem Auge entrollte eine Thräne der Wehmuth, das Schicksal, dem auch die Feen unterworfen sind, rief sie ab — in der zärtlichsten Um-

armung

armung nahm sie eine geistige Gestalt an und verschwand.

Ungeduldig und ängstlich irrte indeß der Prinz umher und suchte Lilla und seine Nina — denn alles war schon zur Abreise bereit, die in aller Frühe geschehen sollte. Mit bangen Herzen hatte er schon alle Zimmer mehrmals durchsucht, er eilte in den Garten, auch hier fand er sie nicht. Er trat in eine Laube — hier schien ihm wie ein höheres Wesen zuzuflüstern: den Garten zu verlassen, und über die daran stoßende Wiese, nach dem vorliegenden kleinen Gebüsch zu gehen. Er folgte — Lilla war's, die ihn unsichtbar umschwebte und den freundlichen Wink gab — da fand er seine Nina noch in der Stellung, wie Lilla aus ihrem Armen verschwunden war — noch schien sie ihre Arme nach ihr auszustrecken, noch waren ihre Augen nicht getrocknet. Mit liebevollen Ungestüm eilte der Prinz auf sie zu, ließ sich von ihr die rührende Begebenheit erzählen, suchte sie zu beruhigen, und küßte ihr die Thränen der Trennung hinweg. Sie folgte ihm in sein Reich. Sie wurde bald der Liebling der Eltern ihres Ge-

mahls

mahls und des ganzen Volks und lebte lange und zum Glück ihres Gemahls und seines Reichs.

Hier schloß der Großvater seine Geschichte, denn die Stunde war da, wo zum Abendessen gerufen wurde.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

8° 1982 8984

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

[Kleine Geschichten für Kinder]

Bd.: 2. (1792). - 262 S.

[S.l.] 1792

Paed.pr. 4418 y-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761779-2
VD18 80021522-001